WELTENPORTAL

NR. 3
4/2022

ISSN Druckausgabe:
2748-9574
ISSN Onlineausgabe:
2748-9582
www.weltenportalmagazin.de

IMPRESSUM

Weltenportal, Nr. 3, 04/2022
Onlineausgabe
ISSN Druckausgabe: 2748-9574
ISSN Onlineausgabe: 2748-9582

Herausgegeben von:
Christoph Grimm
Speyerer Str. 8
69242 Mühlhausen
weltenportal@christophgrimm.com
www.weltenportalmagazin.de

Red./Satz/Layout: Christoph Grimm
Korrektorat: Sarah Lutter, Dieter Rieken
Lektorat Stories: Christine Jurasek, Manuel O. Bendrin, Dieter Rieken
Schlussprüfung: Dieter Rieken
Umschlag: Detlef Klewer, www.kritzelkunst.de

Druck:
WIRmachenDRUCK GmbH
Mühlbachstr. 7
71522 Backnang

Mitwirkende dieser Ausgabe:
Anna Eichenbach, Petra Berger, Jana Hoffhenke, Reiner Krauss, David A. Lindsam, Sarah Lutter, Yvonne Tunnat, Nicolas von Szadkowski

Creative Commons Lizenzen sind als solche gekennzeichnet. Das Copyright der einzelnen Beiträge und Grafiken liegt bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren bzw. Erstellern. Das Copyright der Gesamtausgabe liegt bei Christoph Grimm. Jedwede Nutzung ohne vorherige Genehmigung wird ausdrücklich untersagt.

S.	STORIES
3	Trautes Heim | Renée Engel
10	Das Wesen im Pakra-Baum | Pauline Kister
23	Der Samen der Veränderung | Michael Schmidt
29	Tausend Stimmen | Rahel Jader
34	Repeat | Lisa-Katharina Hensel
56	Die Überlegenheit natürlicher Intelligenz | Kai Focke
58	Zwischenstation | Nicole Hobusch
61	Von den Sternen | Katja Rocker
67	Palmengarten | Sarah Lutter
74	Codes | Johannes Tosin

S.	COMIC
18	Eine Geschichte über Tod und Leben | Detlef Klewer

S.	MAGAZIN
40	Der Verlorene Sektor: Im Gespräch mit Nicole Sälzle
41	Des Toten Manns Kiste: Im Gespräch mit Sebastian Schaefer
46	Das geheime Sanatorium: Im Gespräch mit Dr. Bolze
48	Alien Contagium: Im Gespräch mit Christoph Grimm
50	Portfolio: JB-Grafikdesign Juliane Buser
79	Sinn-salabim: Neil Gaimans Bedeutungszauber
84	Am Anfang war das Bild
90	Rezensionen

S.	REDAKTIONELLES
2	Inhaltsverzeichnis & Impressum | Haiku - Petra Berger
100	Mitwirkende dieser Ausgabe

In meinem Kummer
Flüchte ich mich in ein Buch
Vergesse den Schmerz
© Petra Berger

TRAUTES HEIM

RENÉE ENGEL

Jauchzend warf das Mädchen die Beine in die Luft. Höher sollte es auf der Schaukel gehen, und noch höher.

Der Anblick des spielenden Kindes, der tagsüber eine Freude gewesen wäre, wirkte zu der späten Stunde eher befremdlich.

Felix stieg aus dem Wagen und folgte den Spielgeräuschen in den Garten. »Möhrchen, was machst du um die Zeit noch draußen? Dir muss doch kalt sein! Wo ist Mami?«

Das Kind schleifte mit den Füßen über den Sandboden, um den Schwung abzubremsen. Sobald die Schaukel stillstand, sprang es auf. »Mami hat gesagt, ich soll draußen bleiben. Dann hat sie die Tür zugemacht.«

Nach einem verärgerten Blick auf die Uhr nahm Felix seine Tochter bei der Hand. Sie war eiskalt. »Es ist halb neun. Warum hat sie dich nicht gerufen? Um sieben gibt es doch normalerweise Abendessen. Wieso hat sie dich überhaupt so rausgelassen?«

Mit einem Ausdruck unerschütterlicher Gelassenheit zuckte das Mädchen die Schultern, als sei es nun wirklich kein Drama, bei zehn Grad ohne Jacke, aber in Hausschuhen alleine draußen zu spielen. Eine gefleckte Katze, die im Nachbargarten zwischen den Büschen auf Vogeljagd ging, war da bei Weitem aufregender.

Man konnte Felix ansehen, wie wenig er die entspannte Einstellung seiner Tochter teilte. Im Gegenteil: Auf einen unbeteiligten Beobachter hätte er gewirkt wie jemand, dem sich ein unsichtbares Seil um den Magen gelegt hatte, das sich langsam zuzog. Außerdem gab es, von der ungewöhnlichen Uhrzeit und der mangelhaften Bekleidung des Kindes einmal abgesehen, noch einen weiteren Umstand, der ihn beunruhigte. Auf dem Weg zum Haus dachte er fieberhaft darüber nach, doch er kam einfach nicht darauf, was es sein könnte.

»Komm, es ist spät«, sagte er, zog das Mädchen hinter sich her und steckte den Schlüssel ins Schloss.

Sobald die Tür aufschwang, rollte sich einsame Dunkelheit vor ihnen aus.

»Lena? Lena!«

Beim Eintreten schaltete Felix das Flurlicht ein.

»Lena?«

Seine Rufe irrten durch die offenbar leeren Räume und verloren sich ohne Antwort im Dunkel oberhalb der Treppe. Beim Anblick des leeren Hundekorbs drehte er sich zu seiner Tochter um.

»Naomi, wo ist Rudi?«

Für gewöhnlich kam der Cockerspaniel laut bellend zur Tür gesprungen, sobald ein Haushaltsmitglied die Wohnung betrat. Außerdem hätte der Hund bei seiner Tochter im Garten sein müssen, die beiden waren normalerweise unzertrennlich.

»Rudi ist krank«, erklärte das Kind.

»Krank?«

Wieder nickte das Mädchen.

Das Seil um den Magen schien Zuwachs bekommen zu haben und verstärkte den leidenden Ausdruck im Gesicht des Mannes. Mehr um sich selbst als das Kind zu beruhigen, strich er seiner Tochter über die hübschen rotblonden Locken, denen sie den Spitznamen *Möhrchen* verdankte.

Gemeinsam stiegen sie die Treppe hinauf. Dicker Teppichboden verschluckte ihre Schritte.

»Lena?«

»Mama? Hallo, Mama!«

Felix lächelte. Er fühlte Naomis feingliedrige, immer noch kühle Hand vertrauensvoll in der seinen liegen. Als sie zu ihm aufblickte, erblühte ein zartes Lächeln auf ihrem Gesicht, wie eine Rose, die sich der Sonne öffnete.

Fürsorglich ging er vor dem Kind in die Hocke, umschloss die schmutzigen Hände mit den seinen und sah es an. »Hör mal, Möhrchen: Geh dich doch schon mal waschen und zieh den Schlafanzug an. Ich bringe dir nachher was zum Abendessen und eine heiße Milch. Aber zuerst muss ich nach Mama schauen. In Ordnung?«

»In Ordnung«, erwiderte sie altklug. »Liest du mir auch eine Geschichte vor?«

Der intensive Ausdruck in ihren blauen Augen schnürte ihm die Kehle zu. Er war so unglaublich … lebendig.

»Sicher. Such schon mal aus, was wir lesen werden.« Er klang, als kämpfte er gegen einen

Widerstand im Hals, der seine Worte an der Passage hinderte. »Aber jetzt geh.«

Sie trollte sich.

Naomis Zimmer lag nach Süden, mit zwei Fenstern zum Garten. Daneben führte eine Tür in das große Familienbad, hinter der kurz darauf das Wasser plätscherte. Das Elternschlafzimmer lag auf der Nordseite. Es hatte ein eigenes Bad, dessen einziger Zugang über das Schlafzimmer führte.

Felix lauschte an der Tür, bevor er sie aufmachte. Nichts rührte sich dahinter. Mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge legte er die Hand auf die Klinke und öffnete.

Das Licht der Straßenlaterne vor dem Fenster sickerte durch die dicken Vorhänge und tauchte das Schlafzimmer in eine orangegelbe Dämmerung. Ein Wagen fuhr vorbei, dessen Scheinwerfer das Halbdunkel in gelbe Streifen schnitt. Im Bad tropfte ein Wasserhahn.

»Lena?«

Ein kleines, blaues Licht blinkte an Lenas aufgeklapptem Laptop auf dem kleinen Schreibtisch an ihrer Seite des Bettes. Er bewegte den Mauszeiger.

Bitte geben Sie das Passwort ein.

Er tippte *20Naomi12.*

Tropf.

Auf dem Bildschirm erschien eine Profilaufnahme seiner Tochter im Alter von ungefähr zwei Monaten. Er erkannte sie an dem zarten, roten Flaum, der den Hinterkopf bedeckte. Seine Frau hatte das Foto des runden Babykopfs soweit vergrößert, dass nur noch der Bereich mit dem linken Ohr und der Haaransatz dahinter zu sehen waren. Genau dort zeichnete sich unter dem Flaum ein etwa centgroßes, blasses Muttermal in der Form eines Herzens ab.

Tropf.

Zischend sog Felix die Luft ein. »Verdammt!«, knurrte er und knallte den Laptop-Deckel zu, als könnte er so seine Entdeckung ungeschehen machen. Nachdenklich richtete er sich auf und versuchte, aus dem Strudel schlimmster Möglichkeiten, die in seinem Kopf rotierten, einen klaren, vernünftigen Gedanken zu fassen.

Tropf.

Er sah zur Badezimmertür, eine senkrechte Falte zwischen den Augen.

Tropf.

Zögernd setzte er sich in Bewegung, einen Schritt nach dem anderen.

Tropf.

Vor der Tür atmete er ein paar Mal tief durch. Einen kurzen Moment klammerte er sich an den Gedanken, dass, was immer sich im Bad abgespielt haben mochte, nicht real war, solange er einfach draußen blieb.

Tropf.

Er seufzte, schickte ein *Bitte nicht* als Stoßgebet gen Himmel und riss die Tür auf. Fast wäre er auf dem feuchten Boden ausgerutscht, als er nach dem Lichtschalter tastete.

»Was zur Hölle …? LENA!«

Zwei Wochen vorher

Das Klingeln des Telefons versetzte Lena einen Stoß, die gefüllte Kaffeetasse entglitt ihren Händen. Ohne die Scherben auf dem Küchenboden zu beachten, rannte sie in den Flur, doch gerade, als sie nach dem Mobilteil griff, brach das Klingeln ab. Das Display zeigte *Leitung belegt*. Verärgert rammte sie das Gerät zurück in die Ladestation. Als hätten sich ihre Knie plötzlich in Wackelpudding verwandelt, stakste sie in Felix' Arbeitszimmer.

Er saß am Schreibtisch, mit dem Rücken zur Tür. Das leise Knarzen in den Angeln verleitete ihn, sich umzudrehen. Sobald er Lena sah, hielt er eine Hand über das Mikro und formte mit den Lippen das Wort *Krankenhaus*.

Ihn nicht aus den Augen lassend sank sie auf das Sofa, dem Schreibtisch gegenüber.

Die Mittagssonne tupfte warme Lichtreflexe auf ihre Haut, scheiterte jedoch mit dem Versuch, ein wenig Wärme auf ihr angespanntes Gesicht zu zaubern.

Konzentriert musterte sie das Gesicht ihres Mannes, als wollte sie sich keine Regung, kein Muskelzucken entgehen lassen, das mehr verriet als Worte.

»Aha, ja, ich verstehe. Aber dann können sie doch … Nein? Gut. Ja, wir kommen. Ja, sofort!« Er sah Lena an, die bereits aufstand, als hätte sie nur auf das Signal gewartet.

»Ja, bis gleich. Danke, Herr Doktor.«

Er drückte die rote Hörertaste, weiterhin aufmerksam beobachtet von seiner Frau. »Es geht ihr schlechter.«

Sie schlug die Hand vor den Mund, ihre angstgeweiteten Augen schossen jedoch weiter Fragen auf ihn ab.

»Sie bekommen die Infektion wegen der Immunsuppressiva nicht in den Griff. Wir müssten mit allem rechnen. Es ist möglich, dass …«

Er brach ab und barg den Kopf in den Händen.

Natürlich konnte sie sich denken, was er sagen wollte, aber sie musste es hören. Laut, jetzt.

»Es ist möglich, was?«, fragte sie mit einer Stimme wie splitterndes Glas.

Die Sonne gab ihre Bemühungen auf, gegen die frostige Stimmung im Zimmer anzukämpfen, und hüllte sich in dicke Wolken.

Felix kannte Lena lange genug, um zu wissen, dass das nur ihre Art war, mit dem Unausweichlichen umzugehen. Seit Wochen aß sie kaum. Oft, wenn sie meinte, er schliefe, ging sie ins Wohnzimmer und schaltete den Fernseher ein. Meistens jedoch stand sie nur stumm am Fenster, vor dem eine verwaiste Schaukel im Nachtwind hin- und herschwang. Hin und her.

Als er nicht reagierte, bohrte sie nach.

»Also?«

Felix schluckte. »Es ist möglich, dass sie die Nacht nicht überlebt«, presste er schließlich gequält heraus.

Sie schloss die Augen. Nur ein kleiner Laut wie der eines gequälten Tieres schlüpfte durch die zusammengepressten Lippen. Für ihre Beherrschung hatte Felix seine Frau immer bewundert. Bis auf ihre Augen, die täglich tiefer in die Höhlen zu sinken schienen, oder die blonden Haare, die sich langsam in ein Vogelnest verwandelten, war ihr der tiefe Kummer nicht anzusehen.

Immer hatte sie geschwiegen, selbst an dem Tag, an dem er gegen ihren Willen den Hund mitgebracht hatte, obwohl Haus, Kind und Hund immer auch ihre Grundbausteine für ein glückliches Leben gewesen waren. Das war allerdings *vor* Naomis Herzinsuffizienz gewesen, *vor* den bangen Monaten des Wartens und *vor* der erlösenden Nachricht, dass es ein Spenderherz gab.

Sobald er auf den Hund zu sprechen kam, verschloss sie sich wie eine Auster. Aber insgeheim blieb sie dabei, dass Naomi ohne den Spaniel jetzt oben in ihrem Zimmer mit der fröhlichen, grüngemusterten Tapete sitzen und gemeinsam mit ihren Stofftieren irgendeine Trickserie im Fernsehen anschauen würde, statt im Krankenhaus an Schläuchen vor sich hin zu vegetieren.

Lena drehte sich auf dem Absatz um.

»Worauf wartest du noch?«, fragte sie, bereits halb im Flur.

Vom Kirchturm schlug es Mitternacht, als Lena den Hausschlüssel in die flache Tonschale auf der Kommode legte, in der sie seit Jahren die Schlüssel aufbewahrte.

Leise zog Felix die Tür ins Schloss. »Warum machst du kein Licht?«, fragte er und suchte den Schalter.

»Nein, lass es aus, bitte. Die Dunkelheit ist irgendwie … tröstlich.«

Achselzuckend hängte Felix seinen Mantel hinter der Tür an den Haken und schloss ab.

Die Straßenlaterne vor dem Fenster schuf eine gelbe Schranke aus Licht zwischen ihnen.

Lena stand reglos an der Kommode und strich spielerisch mit den Fingerspitzen über den Rand der Schale. »Weißt du noch, wie Naomi mir die Schale vor drei Jahren zum Geburtstag geschenkt hat?«

Felix trat näher. »Ja. Und auch, wie böse sie war, als du den Katzenkopf für ein geschecktes Ei mit Beinen gehalten hast.«

»Nur ein großes Schokoladeneis mit Sahne konnte sie wieder versöhnen«, ergänzte Lena.

»Mit Schokotröpfchen obendrauf«, bestätigte Felix. Lena lachte. Es war ein kleines, zaghaftes Lachen, das unvermittelt in heftiges Schluchzen umschlug. Sie barg das Gesicht in den Händen, wie um die herzzerreißenden Töne in ihrer Kehle einzusperren.

Mit einem Satz überwand Felix die Lichtschranke zwischen ihnen und zog Lena in die Arme. Behutsam drückte er sie an sich, während ihr Körper vom Schmerz geschüttelt wurde. Minuten verstrichen, in denen sie sich wie eine Ertrinkende an ihn klammerte.

Schließlich verebbten die Tränen und ließen im Abflauen einen kleinen Schluckauf zurück; eine Eigenart, die er immer bezaubernd an ihr gefunden hatte.

»Hast du gesehen, wie sie dalag unter dem riesigen Sauerstoffzelt, hicks, mit den ganzen Computern um sich herum? An Maschinen gefesselt? Hicks. So klein, so zerbrechlich, nur noch Haut und Knochen! Hast du ihre Farbe gesehen? Als wäre sie bereits tot! Wir quälen sie, Felix! Versteh mich nicht falsch: Ich könnte es niemals ertragen, wenn sie stirbt, aber«, sie schluckte heftig, »aber …«

Felix zog Lena fester an sich und ließ seine Hand auf ihrem Nacken ruhen. »Aber was?«, fragte er scharf.

Sie verstummte. Ihr Körper versteifte sich in seinen Armen, trotzdem hielt er sie weiterhin fest. Er empfand es als seine Pflicht, ihr Halt zu geben, so labil, wie sie im Augenblick war.

»Ach nichts«, wisperte sie und sank förmlich in sich zusammen. »Ich bin einfach übermüdet, das ist alles. Seit ihrer Diagnose sehe ich überall Gespenster.«

Felix nickte.

»Das stimmt allerdings«, bekräftigte er und entspannte sich. »Du erinnerst dich, dass ich kurz draußen mit Dr. Steinbrenner gesprochen habe?«

Sie sah zu ihm auf.

»Ja, du wolltest mir noch erzählen, was ihr besprochen habt.«

»Nun, er meinte, es kämen noch ein, zwei harte Tage auf uns zu, in denen das Leben unserer Tochter auf der Kippe steht.«

Lena zuckte zusammen, und Felix strich ihr beruhigend über den Rücken. »Sie kann es schaffen. Zwei Tage. Spätestens dann sollte das neue Präparat anschlagen. Wie wäre es, wenn ich in der Zeit alleine zu ihr fahre? Ihr Zustand nimmt dich emotional zu sehr mit, und es hilft Naomi nicht, wenn du auch noch zusammenklappst. Was meinst du?«

»Also, ich weiß nicht.« Sie löste sich aus seinen Armen und ging ans Fenster, als erwartete sie von dort die Lösung ihrer Probleme. »Ich kann sie in der Situation doch unmöglich alleine lassen«, meinte sie zweifelnd. »Sie braucht mich doch!«

Seufzend zog Felix eine Grimasse, dann trat er leise hinter sie und legte die Hände auf ihre Schultern.

Sie reagierte nicht.

Zärtlich stupste er mit der Nase gegen ihre Wange. »Natürlich braucht sie dich, du bist ihre Mutter. Aber du solltest dich eben auch ein wenig schonen, meinst du nicht?«

Nach einer Minute des Schweigens nickte sie zaghaft. »Es tut mir weh, sie so daliegen zu sehen«, flüsterte sie. Ihre Stimme schien von sehr weit her zu kommen. »Was ist, wenn sie wirklich … stirbt?« Sie drehte sich zu ihm um. »Das würde ich nicht überleben.«

Sanft nahm er ihren Kopf in beide Hände. »So darfst du nicht einmal denken, hörst du?« Er hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn. »Diese verdammte Krankheit wird unserem Glück nichts anhaben. Wir bekommen Naomi zurück, das verspreche ich.«

Hoffnung schien in ihren Augen aufzublinken wie die Reflexion eines Sterns in unergründlichen, schwarzen Teichen. Vielleicht handelte es sich auch nur um die Spiegelung der Straßenlaterne vor dem Fenster. Es spielte keine Rolle.

Sie glaubte an ihn, mit jeder Faser ihres Herzens, und er würde sie nicht enttäuschen.

Heute

Hastig warf er ein paar Handtücher auf den Boden und verließ das Bad. »Lena?« Er stürmte in den Flur. »Lena?«

Die Kinderzimmertür öffnete sich. Frisch gewaschen stand Naomi in ihrem gelben Pyjama im Türrahmen, sogar ihr Haar war ordentlich gekämmt. »Vielleicht ist Mami wieder im Keller?«, schlug sie vor. »Da waren wir heute nämlich und haben gearbeitet.«

»Ihr wart im Keller?«

Das Kind nickte.

»Was habt ihr da gemacht?«

»Wir haben altes Papier zusammengebunden. Mama hat dabei Hefte gefunden, mit Hunden drin. Solchen wie Rudi. Danach war sie ganz komisch.«

»Sie war komisch danach? Warum hast du das nicht gleich gesagt?«, fuhr Felix seine Tochter an.

Naomi blieb erstaunlich gelassen. »Du hast nicht gefragt«, erklärte sie mit unschlagbarer Kinderlogik und schloss so behutsam die Tür, als wäre sie zerbrechlich.

Kurz darauf schallte die Musik von Carmen Sandiego in den Flur.

Felix starrte das rote Türblatt vor seiner Nase an. Er schalt sich wegen seiner Ungerechtigkeit, schließlich konnte Naomi am wenigsten für das Verhalten ihrer Mutter. Zögernd hob er die Hand, um anzuklopfen, ließ es dann aber bleiben. Um Naomi würde er sich später kümmern, erst musste das mit Lena geklärt werden.

Wenn sie noch im Haus oder in der Nähe sein sollte, würde sie leicht zu finden sein. Er nahm die Affenmaske, die sie vor Jahren aus Thailand mitgebracht hatten, von der Wand neben der Schlafzimmertür, um die kleine Kamera zu kontrollieren, die er heimlich im linken Auge montiert hatte. Sie funktionierte einwandfrei.

Die Aufzeichnungen wurden in seinem Arbeitszimmer auf einem extra Computer gespeichert. Er schob es auf den Stress, dass er nicht gleich darauf gekommen war.

»Ich habe fast erwartet, dich hier unten zu finden«, sagte er, als er die Tür öffnete.

Lena saß an seinem Schreibtisch, angestrahlt von dem blau-künstlichen Licht des Bildschirms. Ansonsten war es dunkel im Zimmer.

»Das hat oben im Schlafzimmer aber nicht so ausgesehen«, meinte sie. »Hast du wirklich geglaubt, ich würde mir was antun?«

»Du reagierst in der letzten Zeit ein wenig irrational«, meinte er, während er leise die Tür hinter sich schloss.

»Ja, wie kann man nur irrational werden, wenn das eigene Kind im Sterben liegt!«, meinte sie sarkastisch und beobachtete, wie er den Schreibtisch umrundete, um sich hinter sie zu stellen.

»Wann hast du die Kameras entdeckt?«, fragte er mit Blick auf den Bildschirm.

Sie hatte alle Kamerabilder gleichzeitig offen und somit einen guten Blick darauf, was in jedem Winkel des Hauses passierte. Naomi saß auf ihrem Bett und schaute Fernsehen, ihren kleinen Teddy an sich gedrückt.

»Ich rechne es dir hoch an, dass es wenigstens im Bad keine gibt«, meinte sie trocken. »Und was deine Frage betrifft: Du hast dich ein-, zweimal verplappert. Ich dachte erst: Wow, er kann durch Wände sehen. Damit hatte ich sogar beinahe recht, stimmt's?«, meinte sie glucksend.

Er ignorierte die Bemerkung. »Warum hast du Rudi getötet?«

Sie drehte den Stuhl zu ihm um. »Wie dramatisch! Dabei habe ich Rudi höchstens *kaputtgemacht*. Warum hast du mir verschwiegen, dass er eine Maschine ist?«

»Weil ich deine Einstellung Androiden gegenüber kenne. Ich hoffte, wenn du erst mal an ihn gewöhnt bist, würdest du ihn akzeptieren.«

»Obwohl er eine Puppe ist – nein, war? Immerhin eine, die bellt, läuft, frisst und Haufen macht, was ich übrigens äußerst bemerkenswert finde. Eine perfekte Illusion, aber trotzdem nur eine Maschine. Ich benutze meinen Toaster, aber ich liebe ihn nicht. Auch nicht, wenn er Stöckchen holen würde.«

»Gib zu, du hättest es nie bemerkt, wenn die Prospekte nicht wären.«

»Keine Ahnung. Ich hatte einfach nicht den Wunsch, ihn mir näher anzusehen, obwohl du immer so fleißig zum *Tierarzt* gerannt bist. Wer war das übrigens? Dr. Steinbrenner? In einem der Hefte gab es einen langen Artikel über ihn.«

Sie stand auf, drängte sich an ihm vorbei und brachte den Schreibtisch zwischen sich und ihren Mann.

Felix sank in den freigewordenen Stuhl. »Wer hätte auch ahnen können, dass du plötzlich den Keller aufräumst? Das hast du bisher tunlichst mir überlassen. Trotzdem ist das kein Grund, Rudi mit dem Fön in die Badewanne zu werfen! Reichlich melodramatisch, findest du nicht?«

Lena zuckte die Schultern.

»Was wäre denn angemessen gewesen? Ihm die Batterien aus dem Leib reißen? Ich habe keine Stelle gefunden, an der man welche hätte einsetzen können. Lief er denn auf Batterien?« Sie setzte sich auf das Sofa und stellte fast beiläufig die nächste Frage. »Läuft Naomi auf Batterien?«

Felix hatte angefangen, sich im lockeren Ton des Gesprächs zu entspannen. Jetzt fühlte er sich wie

nach einem Tritt in die Magengrube. »Wie …? So ein Quatsch. Wie kommst du auf den Blödsinn?«

Ohne eine Antwort zu geben, fingerte sie in ihrer Hosentasche herum, aus der sie schließlich eine kleine, zerknitterte Packung holte. Sie zog eine Zigarette heraus und ließ ein paarmal ein Feuerzeug aufschnappen. Ihre Hände zitterten so sehr, dass es ihr erst beim vierten Versuch gelang, die Glut zu entzünden. Sie nahm einen tiefen Zug, der sie tatsächlich zu beruhigen schien. »Naomi hat Brokkoli gehasst.«

Perplex starrte Felix sie an. »Na und? Viele Kinder mögen kein Gemüse.«

Lena nickte, als hätte sie diese Antwort erwartet. »Das Ding da oben isst ihn. Anstandslos. Es räumt das Zimmer auf, hilft im Haushalt, macht die Hausaufgaben. Es ist das perfekte Kind, dieses Wunder der Technik. Aber«, sie spitzte die Lippen so, dass der Rauch zur Decke stieg, »es ist nicht Naomi.«

»Doch. Das ist Naomi.«

Sie sah ihn mit einer Mischung aus Neugier, Mitleid und Verachtung an. Ja, er war ganz sicher: Verachtung war auch dabei. Sein Puls raste. »Seit wann rauchst du wieder?« fauchte er. »Wir hatten uns doch geeinigt, dass du aufhörst, sobald das Kind da ist!«

»Das habe ich. Aber auf eine Maschine brauche ich keine Rücksicht zu nehmen.«

»Zum letzten Mal: Das da oben ist unser Kind, keine Maschine!«

»Wie lange willst du das Theater noch weiterspielen?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

Sie sprang auf und lehnte sich über den Tisch, wie um sicherzugehen, dass er keins ihrer Worte verpasste. »Du weißt genau, was ich meine«, spuckte sie ihm ins Gesicht. »Damals, im Krankenhaus, da war sie bereits tot, richtig? Unsere süße, kleine Naomi. Ich spreche von dem Kind aus Fleisch und Blut mit dem herzförmigen Muttermal hinter dem linken Ohr. Dem Mal, dass du bei deiner Puppe da oben vergessen hast!«

Felix zuckte zurück, gab aber nicht auf. »Du warst genauso glücklich wie ich, als sie nach Hause kam!«, schrie er. »Du hast geglaubt, dass es Naomi ist!«

»Ich WOLLTE es glauben. Von ganzem Herzen. Aber vom ersten Moment an habe ich gespürt, dass etwas nicht stimmt. Ich schob es auf den Krankenhausaufenthalt, die Krankheit, was sie alles durchmachen musste, aber der Zweifel blieb. Immer! Hier«, mit der Zigarette in der Hand pochte sie auf die Stelle, unter der ihr Herz schlug, »tief hier drin habe ich es gefühlt.«

Felix lehnte sich mit hinter dem Kopf verschränkten Händen auf dem Stuhl zurück. »Mach dich nicht lächerlich«, meinte er ruhig.

Lena fuhr zurück, als habe er sie ins Gesicht geschlagen.

»Was hast du gesagt?«

Entspannt stand er auf, schlenderte um den Tisch herum und knipste die Schreibtischlampe an. Als sie geblendet die Augen schloss, nahm er ihr die Zigarette aus den Fingern und schnippte sie in eine leere Kaffeetasse auf dem Tisch. »Ich sagte, mach dich nicht lächerlich«, wiederholte er.

Sie starrte ihn entgeistert an. »Was soll das? Du bist krank, eindeutig krank!« Energisch straffte sie sich und wandte sich zur Tür.

»Wo willst du hin?«

»Ich verlasse dich. Heute noch!«

Mit zwei Schritten war er bei ihr und packte sie am Arm. »Du wirst meine Familie nicht zerstören. Nicht nach allem, was ich durchgemacht habe. Ist das klar?«

Lena starrte ihn an.

»Du kannst mich nicht zwingen. Ich will nicht weiter in deinem … deinem Marionettentheater leben. Was du mir angetan hast, das war …«, sie suchte nach Worten, »unverzeihlich, grotesk, krank. *Du bist krank*, Felix! Du brauchst eine Therap–«

Felix schlug ihr mitten ins Gesicht, packte sie am Nacken und zog sie zu sich heran. Er war stark, besonders wenn er wütend war. Sein Gesicht schwebte so dicht über ihrem, dass ihre Nasen sich fast berührten. »Jetzt hör mir mal gut zu: Du kannst und du wirst diese Familie nicht zerstören. Du wirst hier leben und eine fürsorgliche Mutter und liebende Ehefrau sein, hast du mich verstanden?«

»Lass. Mich. Los! Sofort!«, zischte sie.

Eins musste er ihr lassen: Sie hatte Schneid, seine Lena. Grinsend gab er sie frei.

Sie taumelte und drehte sich erneut zur Tür.

Er wartete, bis sie die Klinke in der Hand hatte. »Was glaubst du, woher der Virus kam, der Naomi getötet hat? Wenn Rudi als KI es nicht gewesen sein konnte?«

Lena erstarrte.

Gespannt beobachtete er sie, während er fortfuhr. »So leid es mir tut: *Du* warst es. *Du* hast Naomi infiziert. *Du* bist schuld an ihrem Tod.«

Kreidebleich wandte sie sich um, in ihrem Gesicht arbeitete es. Schließlich schüttelte sie langsam den Kopf. »Das ist Blödsinn. Du weißt so gut wie ich, welch schwache Konstitution ich habe. Ich würde mich doch erinnern, wenn ich so einen aggressiven Virus gehabt hätte, wenn ich krank gewesen wäre. Du lügst.«

»Leider lüge ich nicht«, sagte er bedauernd. »Ich habe gesagt, du hast Naomi infiziert. Ich habe nicht gesagt, *du hast die Krankheit überlebt*.«

Zutiefst verwirrt sah Lena ihn an, forschte in seinem Gesicht nach einer Finte. Langsam, ganz langsam weiteten sich ihre Augen in sprachlosem, namenlosem Begreifen. Entsetzt schlug sie beide Hände vor den Mund und wankte vor ihm zurück, bis sie das Bücherregal hinter der Tür im Rücken spürte. Stumm schüttelte sie den Kopf, ihr Gesicht schien nur noch aus Augen zu bestehen.

»Du musst das verstehen«, sprach er in ruhigem Ton weiter. »Bei unserer Hochzeit hatte ich versprochen, unser Glück immer zu beschützen. Willst du es mir jetzt etwa vorwerfen, dass ich Wort gehalten habe?«

Aus der Ecke gab es kein Entkommen. In einer fließenden Bewegung umfasste er ihre Taille und zog sie zu sich heran. Trotz ihres Widerstands hielt er seine Frau eisern fest und fuhr mit der freien Hand ihr Rückgrat hinunter. An der richtigen Stelle drückte er einmal fest gegen den Wirbel.

Ihre Augen erloschen. Schlaff sackte sie in sich zusammen.

Behutsam hob er den zarten Körper hoch und legte ihn auf das Sofa. Er betrachtete Lena liebevoll; schlafend hatte sie ihm immer am besten gefallen. Zärtlich strich er ihr eine Strähne aus dem Gesicht.

»Schlaf, meine Schöne«, flüsterte er. »Wenn du aufwachst, sind alle bösen Erinnerungen gelöscht, und wir werden wieder glücklich. Das verspreche ich dir.«

Er setzte sich hinter den Schreibtisch, griff zum Telefon und drückte eine Kurzwahltaste. Nach dem dritten Klingeln wurde abgehoben.

»Doktor Steinbrenner? Felix Meinhardt. Es geht um Lena. Nein, nichts Schlimmes, sie schläft. Weshalb ich anrufe: Sie braucht wieder eine Gedächtnismodifikation. Ja, sofort … Was? Was sagen Sie? Therapie? Hören Sie mal gut zu: *Sie* sagen mir nicht, was ich zu tun habe, solange ich Sie bezahle, ist das klar? Gut, na also. Dann bis morgen. Danke!«

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Renée Engel

Renée Engel *lebt in einem beschaulichen Städtchen nahe Karlsruhe. Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Erziehung dreier Kinder ist sie verrückt genug, als Autorin ihr Glück zu versuchen. Ihre erste Geschichte erschien 2013. Seitdem wurden in verschiedenen Verlagen Kurzgeschichten von ihr veröffentlicht.*

DAS WESEN IM PAKRA-BAUM

PAULINE KISTER

Denkst du, es ist so was wie ein Gott?«, fragte Kidu und starrte fasziniert auf das Wesen, das dort im Pakra-Baum hing.

Es handelte sich nicht um einen Ikran, so viel stand fest. Aber ein Tier konnte es auch nicht sein, denn es trug Kleidung. Einen dünnen, silbernen Anzug aus einem unglaublich glatten Stoff, in dem sich Kidus Krallen verfingen. Umbra schob seine Hand zur Seite, um den seltsamen Fremden ebenfalls zu berühren. Sie wollte sich nicht nachsagen lassen, dass sie feige war.

»Es hat nur zwei Augen«, stellte sie überrascht fest, »und weder Klauen noch Fell. Auf mich wirkt es nicht wie ein Gott.«

Sie sah nachdenklich nach oben, und Kidu folgte ihrem Blick. Das fremde Wesen hatte sich mit verworrenen Fäden in den Ästen des Pakra-Baums verfangen. Es sah aus, als sei es vom Himmel gestürzt.

Kidu hatte es erst für eine der großen Spinnen gehalten, die so gerne die Ernte fraßen. Das hier hatte ebenfalls einige der roten Pakra-Früchte zu Boden fallen lassen, aber gefressen hatte es keine davon.

Es hatte zwei Arme und zwei Beine wie ein Ikran. Allerdings besaß es, wie Umbra festgestellt hatte, kein Fell. Seine Ohren sahen ebenfalls seltsam aus, rund und tief am Kopf. Aus seinem Rücken wuchsen lange Fäden, weshalb Kidu es erst für eine Spinne gehalten hatte. Aber am Ende der Fäden hing ein dünnes Stück von etwas, das aussah wie Stoff. War das Teil der Kleidung der Kreatur oder waren es Flügel? Flügel würden erklären, warum es vom Himmel gekommen war.

Kidu fand noch immer, dass das Geschöpf etwas von einem Gott hatte. Die Götter kamen schließlich vom Himmel. Aber die Geschichten erwähnten nirgendwo, dass sie so komisch aussahen. Außerdem war dieses Wesen gefangen und nicht bei Bewusstsein, wodurch es nicht gerade göttlich wirkte.

»Lebt es überhaupt noch?«, fragte Kidu und überlegte, ob die Kreatur wohl zwei Herzen besaß wie ein Ikran.

»Du siehst doch, wie es atmet.« Für Umbra schien die Sache offensichtlich zu sein.

Kidu dagegen konnte kaum glauben, was er sah. »Sollen wir ihm nicht helfen?«

»Besser nicht. Was, wenn es uns frisst?«

»Es trägt Kleidung. Ich glaube, es besitzt Intelligenz.«

»Warum ist es dann in dem Baum gelandet, wenn es so intelligent ist? Es hätte sich denken können, dass wir die Pakra-Früchte noch essen wollen«, beschwerte Umbra sich.

Sie hob eine der Früchte auf und biss hinein. Ein süßlicher Geruch erfüllte die Luft.

»Unsere Plantage ist groß. Wo hätte es denn sonst …« Kidu unterbrach sich, als das Wesen sich bewegte. Der starke Geruch des Pakra-Safts schien es aufgeweckt zu haben. Es hustete und schlug seine beiden Augen auf. Dort, wo das dritte Auge sitzen sollte, wölbte sich nur eine seltsam glatte Stirn. Kidu fühlte sich nicht bedroht, dazu kam ihm das Ding im Baum zu hilflos vor. Dennoch sah es so exotisch aus, so sehr nicht von dieser Welt, dass er instinktiv vorsichtig war.

Die Kreatur gab Laute von sich, und sowohl Umbra als auch Kidu machten einen Schritt zurück. Die Sprache klang hart und bedrohlich. Sie enthielt einige Konsonanten, die Kidu noch nie zuvor gehört hatte. Kein Ikran konnte solche Laute bilden, und dennoch war es eindeutig eine Sprache.

Kidu fühlte sich unwohl. »Siehst du«, sagte er zu Umbra, nur um irgendetwas zu sagen. »Es ist intelligent. Was es uns wohl sagen will?«

»Ich glaube, es ist gefährlich. Das klang gerade wie eine Drohung.«

»Das können wir nicht wissen. Es kommt eindeutig nicht von hier. Was für uns wie eine Drohung klingt, mag für es ein Hilferuf sein.« Befände er sich in dieser Situation, würde er um Hilfe bitten und nicht drohen.

»Benutzen wir doch die Maschine«, schlug Umbra vor.

›Die Maschine‹ war der Spitzname für den großen Computer im Haus des Bürgermeisters. Fast jedes Dorf der Ikran hatte so einen Computer, der alle wichtigen Dinge für die Gemeinde erledigte. Computer wie die Maschine waren die einzige andere Art von Intelligenz, mit denen die Ikran zu

tun hatten. Allerdings hatten die Ikran die Maschine erschaffen, nicht wie dieses Wesen, das von ganz woanders zu kommen schien.

Umbra kramte in der Felltasche, die alle weiblichen Ikran an der Brust trugen, ursprünglich um Kinder darin zu transportieren. Heutzutage benutzten die Ikran-Frauen sie jedoch für den Transport von allerlei nützlichen Dingen. Umbra zum Beispiel hatte immer einen Transmitter dabei, für den Fall, dass sie spontan eine Frage an die Maschine hatte. Sie aktivierte ihn und umfasste den kleinen Steuerknüppel am Ende des Geräts. Nach einigen Sekunden stand die Verbindung zur Maschine. Das Wesen im Baum wurde inzwischen immer unruhiger und zerrte an den Schnüren auf seinem Rücken. Kidu konnte seinen Gesichtsausdruck nicht deuten, aber er vermutete, dass es entweder Angst hatte oder wütend war. Vielleicht hatte Umbra recht und es war gefährlich.

»Maschine, wir brauchen eine Spracherkennung«, sagte Umbra.

Als die Verbindung stand, klappte sie den Steuerknüppel ein. »Starte Spracherkennung«, sagte der Transmitter.

Umbra hielt das Gerät näher an das Geschöpf. Als sie sich ihm näherte, erstarrte es zunächst, dann streckte es langsam die krallenlose Hand nach dem Transmitter aus.

»Nein!«, sagte Umbra so deutlich, als spräche sie zu einem Kind.

Natürlich verstand das Wesen selbst dieses einfache Wort nicht, aber es zog die Hand trotzdem zurück.

»Komm schon, sag was«, forderte Kidu es auf, aber es starrte jetzt nur noch das Gerät an.

Da es warm war und sie einen harten Erntetag erwartet hatten, trugen die beiden Ikran nur kurze Röcke, die der Fremde wohl für einen Teil ihres Körpers gehalten hatte. Er schien gerade erst zu begreifen, dass er intelligenten Wesen gegenüberstand.

Dann sprach der Fremde endlich wieder, und seine Worte waren jetzt langsamer und deutlich voneinander zu unterscheiden. Dennoch blieben sie für Kidu unverständlich.

»Keine bekannte Sprache. Soll eine Analyse gestartet werden?«, fragte die Maschine. Umbra bestätigte. »Muster erkannt. Es handelt sich bei der Eingabe mit einer Sicherheit von 85 Prozent um einen Versuch der Kommunikation. Für Entschlüsselung werden weitere Beispiele benötigt.«

»Wir müssen ihn dazu bringen, mehr zu reden«, sagte Kidu. »Komm schon, sag was!«

Umbra pikste das Geschöpf. Es schlug nach ihr und begann wieder zu schaukeln. Umbra wich mit Leichtigkeit aus und pikste das Wesen noch einmal.

»Lass das«, meinte Kidu. »Ich glaube, es hat Angst.«

»Ich tue ihm doch gar nichts«, maulte Umbra, hörte aber auf.

»Wir müssen es da runter holen«, stellte Kidu fest.

Umbra starrte das Wesen noch ein paar Sekunden an, bevor sie zustimmte. Wahrscheinlich versuchte sie abzuwägen, ob das Wesen wohl die anderen Pakra-Bäume beschädigen würde, wenn sie es befreiten.

Kidu kletterte auf den Baum. Seine Krallen eigneten sich hervorragend, um sich an der dicken Rinde des Pakra-Baums festzuklammern, ohne sie ernsthaft zu beschädigen.

Währenddessen untersuchte Umbra das Wesen genauer. »Gute Neuigkeiten«, sagte sie. »Diese Fäden sind mit seiner Kleidung verknüpft und nicht mit dem Organismus. Du kannst sie einfach durchschneiden.«

Kidu war trotzdem vorsichtig, als er mit der Kralle einen der Fäden durchtrennte. Das Wesen reagierte nicht, also machte er weiter. Umbra fing den Fremden auf, als Kidu die letzten Fäden zerteilte und den seltsamen Flügel im Baum zurückließ. Wieder am Boden sah er, dass das Wesen vor Schreck ohnmächtig geworden war. Es war größer als er, aber dünner und leicht genug, dass er es problemlos hochheben und in den Schatten des Pakra-Baums legen konnte.

»Versuchen wir es damit.« Umbra hob eine weitere Pakra-Frucht auf. »Das hat ihn letztes Mal geweckt.«

Tatsächlich, als sie in die Frucht biss und der süße Geruch hervordrang, öffnete das Wesen die Augen. Es merkte, dass es frei war, und richtete den Oberkörper auf. Wollte es fliehen? Es schien für einen Moment darüber nachzudenken, aber

dann sah es nur zu Kidu auf und sagte ein Wort. Als Kidu nicht reagierte, wiederholte es das Wort mehrmals und machte eine seltsame Geste mit der Hand am Mund.

»Maschine?«, fragte Umbra.

»Übersetzung nicht möglich. Kein Kontext vorhanden. Vermutung: Fremde Person will etwas haben, das ein Bedürfnis befriedigt.«

Soweit hatte Kidu sich das schon gedacht. Er nahm Umbra die angebissene Pakra-Frucht aus der Hand und hielt sie dem Wesen hin. Vielleicht hatte es Hunger? Das Wesen bewegte den Kopf wild von links nach rechts, was wohl Ablehnung signalisieren sollte. Kidu zuckte mit den Schultern und biss selbst in die Frucht. Was wollte das Wesen, wenn nicht Nahrung?

Umbra nahm eine weitere Frucht vom Boden und bot sie ebenfalls dem Wesen an.

»Ist gut«, sagte sie überdeutlich. »Pakra aus unserer Spezialzüchtung. So frisch gibt's die nirgendwo.«

»Vielleicht verträgt er die nicht«, vermutete Kidu. Als das Wesen vorsichtig nach der Pakra-Frucht griff, hinderte er es aber nicht daran.

Es kostete vorsichtig. Der Saft lief ihm aus dem Mund. Es biss noch einmal hinein und saugte den Saft aus der Frucht.

»Oh«, machte Umbra. »Vielleicht wollte es Pakra-Saft?«

»Wahrscheinlich braucht es Flüssigkeit, nachdem es so lange in der Sonne hing.«

Ikrans nahmen Flüssigkeit fast ausschließlich über Pakra-Früchte auf, da nur diese Bäume mit ihren Wurzeln an das tief liegende Grundwasser kamen. Einen Brunnen zu graben war zu viel Aufwand, wenn die saftigen Früchte doch vollkommen ausreichten.

Der Fremde saugte noch mehrere Pakra-Früchte aus, machte aber keine Anstalten zu reden. Warum sollte er auch, wenn es offensichtlich war, dass sie ihn nicht verstanden?

»Wir müssen das hier dem Bürgermeister berichten«, sagte Kidu. »Vielleicht hat der eine Idee, wie wir mit ihm reden können.«

»Maschine? Wo ist der Bürgermeister?«

»Der Bürgermeister hat keinen Transmitter dabei und befindet sich nicht in seinem Haus.«

»Er könnte auf den südlichen Feldern bei der Pakra-Ernte sein«, vermutete Kidu. Er warf einen Blick auf das Wesen. Es sah bereits deutlich besser aus. Trotzdem glaubte er nicht, dass es aufstehen konnte.

»Das Wesen kann die ganze Strecke so nicht laufen. Besser, du holst den Bürgermeister.«

»Wieso ich? Es war deine Idee, es ihm zu sagen!«

»Jemand muss hierbleiben und auf das Wesen aufpassen.«

»Und warum kann ich das nicht machen?«

»Weil es Angst vor dir hat. Du hast es gequält. Schau doch mal!«

Tatsächlich hatte sich das Wesen angesichts ihres nicht ganz ernst gemeinten Streits ein Stück zurückgezogen und sah mit aufgerissenen Augen von einem zum anderen. Es schien zu verstehen, dass sie sich nicht einig waren. Anscheinend war seine Körpersprache nicht so anders als ihre, was Kidu angesichts ihrer sonstigen Unterschiede sehr faszinierend fand.

Er ging in die Knie und hielt dem Wesen eine weitere Pakra-Frucht hin. Es nahm sie nicht an, aber es schien das Friedensangebot zu verstehen und entspannte sich etwas. Umbra schnaubte und machte sich daran, den ganzen Weg zu den südlichen Feldern zu laufen.

»Warte, der Transmitter!«, erinnerte Kidu sie.

Vielleicht konnte er dem Wesen noch ein paar Worte entlocken.

Umbra ließ den Transmitter vor ihm ins trockene Gras fallen und ging.

Kidu betrachtete das fremde Wesen. Je länger er darüber nachdachte, was es sein mochte, desto mehr stellte sich sein Fell auf. Das war eigentlich eine typische Reaktion der Ikran auf Furcht, aber in diesem Fall war es weniger die Angst vor der Kreatur selbst als vielmehr vor den Implikationen ihres Auftauchens.

»Maschine«, sagte er nachdenklich. »Was ist das für ein Wesen?«

»Unbekannt. Für eine Analyse bitte ins Haus des Bürgermeisters kommen.«

»Kommt es … aus einer anderen Welt?«

»Die Wissenschaft lehrt uns, dass es nur diese eine Welt gibt.«

»Wie viele Sprachen beherrschst du?«

»Ich beherrsche alle von den Ikran gesprochenen Sprachen.«

Das Wesen sprach eine Sprache, die die Maschine nicht verstand. Das bestätigte, dass es kein Ikran war. Aber was war es dann?

»Ist es möglich, dass sich eine weitere intelligente Lebensform entwickelt hat?«

Die Maschine schwieg ein paar Sekunden.

»Nein. Die Entwicklung einer neuen intelligenten Lebensform hätte erkannt werden müssen, bevor sie dieses Stadium erreicht.«

Kidu grummelte nachdenklich vor sich hin. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, woher das Wesen vor ihm kommen mochte. Er seufzte und setzte sich vor ihm in den Schatten. Es beobachtete ihn die ganze Zeit über aus großen, braunen Augen.

Sie saßen eine Weile schweigend da, dann hob das Wesen einen seiner krallenlosen Finger und zeigte auf seine eigene Brust. Es sagte zwei Worte, die Kidu nicht verstand. Als Kidu nicht reagierte, wiederholte es die Geste und die Worte. Kidu begriff, dass das sein Name war, aber aussprechen konnte er ihn nicht.

Schließlich zeigte er auf sich selbst und sagte: »Kidu.«

Das Wesen nickte und lächelte, und plötzlich sah es einem Ikran gar nicht so unähnlich. Ein nach oben verzogener Mund schien bei ihm ebenso Freude zu bedeuten wie bei den Ikran. So viel Gemeinsamkeit erstaunte Kidu. Das Wesen zeigte auf ihn und wiederholte seinen Namen, was ihm überraschend gut gelang. Kidu hätte den Gefallen gerne erwidert, aber er hatte sich den komplizierten Namen nicht merken können. Das Wesen zögerte eine Weile, dann richtete es seinen seltsamen Finger erneut auf seine Brust.

»Lisa«, sagte es.

Das konnte Kidu sich merken, auch wenn er nicht sicher war, ob es sich um einen weiteren Namen handelte oder um den Namen eines Kollektivs oder einer Art. Den Namen Lisa hatte er zwar noch nie gehört, aber es hätte der Name eines weiblichen Ikran sein können. Deshalb ging er davon aus, dass sein Gegenüber weiblich war. Gab es so etwas bei diesen Wesen überhaupt?

Erst jetzt wurde Kidu klar, dass es mehr von der Sorte dieser Fremden geben musste. Sie sprach eine Sprache, und da sie kein Ikran verstehen konnte, war es wohl die Sprache, durch die sie mit ihren Artgenossen kommunizierte. Wo die anderen wohl steckten? Ob sich diese hier verlaufen hatte?

Lisa machte eine weitere Geste und sagte etwas. Kidu konnte ihr nicht folgen, aber er wollte, dass sie weiterredete, damit die Maschine ihre Analyse beenden konnte. Er gestikulierte ermunternd mit den Händen, woraufhin das Wesen erst zurückzuckte, dann aber weitersprach.

Er ließ sie reden und tat so, als würde er wenigstens im Ansatz verstehen, was sie ihm sagen wollte. Nach einer Viertelstunde unterbrach die Maschine ihr einseitiges Gespräch.

»Sprachanalyse zu drei Prozent abgeschlossen. Erste Übersetzungen sind möglich.«

»Worüber redet sie?«

»Sie sagt, sie ist eine, die sieht. Sie kommt vom Himmel.«

Vom Himmel? War das seltsame Wesen am Ende doch ein Gott?

»Kannst du ihr sagen, sie soll weiterreden?«, fragte Kidu die Maschine. Bei nur drei Prozent Sprachkenntnissen war die Übersetzung sicher fehlerhaft.

Der Transmitter gab Laute von sich, die für Kidu wie die Sprache der fremden Frau klangen. Lisa runzelte die Stirn und sah fragend von ihm zum Transmitter. Ob sie begriff, dass es sich um ein elektronisches Gerät handelte? Die Maschine wiederholte ihre Anweisungen mit leichten Änderungen ein paar Mal, und irgendwann erwiderte die Fremde etwas.

Kidu überließ sie und der Maschine einem Gespräch, in dem er kaum Sätze oder Wörter auseinanderhalten konnte. Die Frau wurde zunehmend aufgeregt, als sie verstand, dass der Transmitter eine Möglichkeit zur Kommunikation bot.

Eine weitere halbe Stunde verging, und Kidu fragte sich, wie lange Umbra und der Bürgermeister noch brauchen würden. Sie sollte langsam zurück sein. Aber bei Umbra wusste man nie. Sicher trödelte sie, nur um ihn zu ärgern.

Schließlich leitete die Maschine weitere Details an Kidu weiter: »Sie wiederholt, sie ist eine, die

sieht. Sie kommt von einem Brocken Stein, der um einen Stern kreist.«

»Meint sie damit die Welt?«, fragte Kidu verwirrt.

Er wusste, dass die Welt im Grunde nur ein Brocken Stein war, der um die Sonne kreiste. Aber was das mit den Sternen zu tun hatte, konnte er nicht begreifen.

»Sie sagt, es gibt noch andere Brocken Stein. Und andere Sonnen.«

Kidu runzelte die Stirn. An diese Möglichkeit hatte er nie gedacht. Soweit sein Volk wusste, lag dort draußen nichts als Weltall, und irgendwo, weit entfernt, waren die Sterne.

»Ist das möglich, Maschine? Könnte es woanders noch eine andere … *Welt* geben?«

»Es handelt sich dabei nicht um eine andere Welt. Es ist nur ein anderer Teil dieser Welt. Sie nennt es … *Planet*.«

»Planet.« Kidu ließ sich das Wort auf der Zunge zergehen.

Es war kompliziert genug, um exotisch zu wirken, aber noch nicht unaussprechbar. Die Frau verstand das Wort und machte wilde Kopfbewegungen. Sie deutete auf den Himmel.

»Planet Erde.«

Das Wort blieb Kidu im Hals stecken, aber er verstand, dass es der Name ihrer Welt sein musste. Ihres *Planeten*. Die Frau deutete fragend auf den Boden. Sie wollte wissen, wie sein Planet hieß. Kidu hatte nicht die geringste Ahnung, was er antworten sollte. Schließlich nannte er ihr einfach sein Wort für Welt. Damit schien sie zufrieden zu sein.

Sie redete eine Weile mit der Maschine, die für Kidu übersetzte: »Sie will wissen, wo Umbra ist. Soll ich es ihr sagen?«

Kidu sah keinen Nachteil darin.

»Nur zu.«

Die Maschine brauchte eine ganze Weile, bis sie mit ihrem begrenzten Wortschatz erklärt hatte, dass Umbra den Bürgermeister holte.

Dann war Kidu an der Reihe, eine Frage zu stellen: »Frag sie, ob sie allein gekommen ist … von ihrem *Planeten*.«

Wieder eine Welle unverständlicher Zwiesprache mit der Maschine, dann erfuhr Kidu, dass sie nicht allein war.

»Vier andere von denen, die sehen, sind auf diesem Planeten«, erklärte der Computer. »Andere ihres Volkes befinden sich in der Nähe. Sie werden sie abholen.«

Kidu schauderte trotz der Hitze und sah sich um. Bedeutete das, es konnten jeden Moment mehr von diesen Wesen auftauchen? Lisa schien nett zu sein, aber er wollte nicht mehreren ihrer Art zugleich begegnen.

»Woher wissen sie, wo sie ist?«

»Sie trägt etwas bei sich, das ihre Ortung ermöglicht. Ich vermute, es ist eine Art Transmitter.«

Also kannten diese Wesen Transmitter – und damit auch Computer.

»Wie ist sie hierhergekommen? Erlaubt dieser Stofffetzen im Baum ihr, durch das Weltall zu reisen?«

Kidu wurde schlecht bei dem Gedanken, jemand könnte dort draußen im feindseligen Weltall umherschweben. Kein Ikran hatte je die Welt verlassen. Wozu auch? Sie hatten stets angenommen, dort draußen gäbe es nichts als Kälte und Leere. Sie hätten ja nicht ahnen können, dass es noch andere Planeten gab. Und andere intelligente Wesen.

Lisa lächelte, als sie die Übersetzung seiner Frage hörte. Ein wenig später erklärte der Computer, dass er ihre Antwort nicht ganz verstanden hatte.

»Offenbar haben sie ein Transportmittel entwickelt, das sie hierhergebracht hat.«

»Wie eine Schienenbahn durch den Weltraum?«

»Nein. Eher wie Boote.«

Boote. Kidu hatte noch nie eins gesehen, aber in den alten Geschichten kamen sie vor. Aus der Zeit, als es auf der Welt noch Wasser an der Oberfläche gegeben hatte. Er hatte nicht gewusst, dass man damit auch im Weltraum fahren konnte.

»Sie nennen sie *Raumschiffe*«, fügte die Maschine hinzu.

Kidu versuchte, das Wort zu wiederholen. Nach ein paar Versuchen erkannte Lisa es und korrigierte ihn, bis er es halbwegs aussprechen konnte. *Raumschiffe*. Das klang wie ein Wort aus einer Geschichte.

»Warum hat ihre Art diese *Raumschiffe* gebaut?«, fragte er. »Warum haben sie ihren *Planeten* verlassen?«

Er war stolz darauf, die neu gelernten Wörter gleich einsetzen zu können.

»Ihre Welt ist zerstört«, übersetzte die Maschine die Antwort. »Es gibt zu viel Wasser. Alles ist überschwemmt.«

»Alles? Du meinst, es gibt kein Land mehr?« Kidu hatte Schwierigkeiten, sich eine Wasserfläche größer als eine Pfütze überhaupt vorzustellen. Aber eine ganze Welt – ein ganzer Planet – voll mit Wasser? »Wie konnte das passieren?«

»Es gibt noch Land«, teilte die Maschine ihm nach längerer Rücksprache mit. »Aber weniger als zuvor. Irgendetwas hat sich verändert, und Teile vom Land wurden überschwemmt. Um den Rest streiten sich ihre Artgenossen.«

Kidu war so fasziniert von der Vorstellung eines Planeten voll von Wasser, dass er kaum bemerkte, wie die Frau aufstand. Sie starrte angestrengt in eine Richtung. Erschrocken über ihre Größe sprang auch Kidu auf und folgte ihrem Blick. Jemand kam, vermutlich Umbra und der Bürgermeister. Es mussten mindestens fünf weitere Ikran bei ihnen sein. Kidu winkte, damit sie ihn fanden. Dann hörte er etwas hinter sich und fuhr herum.

Lisa war losgerannt und hatte sich bereits ein gutes Stück von ihm entfernt. Wo wollte sie hin? Sie war sicher erschöpft, und allein kam sie nicht weit. Kidu rannte ihr hinterher, hob im Laufen den Transmitter auf und schrie die Maschine an, sie zum Anhalten zu bringen. Die schwachen Lautsprecher des Transmitters plärrten eine unverständliche Botschaft hinter ihr her, aber sie reagierte nicht darauf. Ihre Beine waren so dünn, dass es Kidu unmöglich erschien, wie sie so schnell darauf rennen konnte. Er war nicht gerade gut in Form, aber selbst ein sportlicher Ikran hätte Mühe gehabt, sie einzuholen. Bald war er außer Atem, und seine Herzen schlugen wild.

»Lisa! Halt an! Wir wollen dir nichts Böses!«, brüllte er ihr hinterher.

Die Maschine gab ihr Bestes, um seine Worte zu übersetzen. Zu seinem Erstaunen hielt sie tatsächlich an, streckte ihm aber warnend die Handfläche entgegen. Er sollte nicht näherkommen, sonst würde sie wegrennen. So viel konnte er auch ohne Worte verstehen. Kidu hielt ebenfalls an und sah sie keuchend an. Sie wirkte nicht, als hätte sie Angst. Sie wusste, dass sie ihm entkommen konnte. Und ihre Leute waren vermutlich in der Nähe, sonst würde sie es nicht riskieren, in einer fremden Umgebung wegzulaufen. Sie wollte nicht dableiben und mit dem Bürgermeister sprechen. Kidu konnte sie kaum dazu zwingen, auch wenn er gerne mehr erfahren hätte.

»Sag ihr, dass ich gerne mit ihr gesprochen habe.«

Die Maschine übersetzte. Lisa lächelte und sagte etwas zur Antwort, dann drehte sie sich um und rannte davon. Kidu machte sich nicht die Mühe, sie weiter zu verfolgen. Er hatte kaum Atem geschöpft, da war sie schon zwischen den Bäumen verschwunden.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Kidu die Maschine.

»Übersetzung nicht vollständig. Die Analyse ist erst zu fünf Prozent abgeschlossen.«

Kidu fand es schade, dass die Maschine niemals mehr als fünf Prozent über die Sprache der fremden Wesen wissen würde. »Irgendeine Vermutung?«

»Sie hat gesagt, sie ist eine, die sieht. Und sie hat eine Warnung ausgesprochen.«

»Eine Warnung? Wovor?«

»Unbekannt.«

Kidu fand das seltsam. Wenn hier jemand eine Warnung brauchte, dann Lisa, die gerade allein durch eine völlig fremde Welt lief. *Er* war nicht in Gefahr, wovor sollte sie ihn warnen? Vor ihren Artgenossen? Die waren doch auf der Suche nach ihr und nicht nach ihm.

Einen Moment später näherten sich Umbra, der Bürgermeister und ein paar andere neugierige Ikran, die zum Ernten auf dem Feld gewesen waren.

»Und, wo ist nun dieses Wesen?«, fragte der Bürgermeister skeptisch.

»Es war hier«, beteuerte Umbra. »Kidu, wo ist es denn hin?«

»Sie ist fortgelaufen, als ihr gekommen seid.«

»Was? Kannst du nicht mal ein paar Minuten auf dieses seltsame Tier aufpassen?«

»Sie ist kein Tier. Ich habe mit ihr geredet. Sie heißt Lisa.«

Jetzt sah der Bürgermeister noch skeptischer aus.

»Wir sind eine halbe Stunde gelaufen. Und jetzt ist das Wesen weg?«

Er hielt das Ganze offenbar für einen von Umbras schlechten Scherzen. Umbra protestierte, führte die Maschine als Zeugen an und beschrieb das Wesen in allen Einzelheiten, um den Bürgermeister zu überzeugen. Kidu zuckte nur mit den Schultern. Es brachte nichts, sie war ohnehin fort. Und ihre Abschiedsbotschaft wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf.

Kidu und Umbra verbrachten den Rest des Tages mit der Ernte, wie es eigentlich geplant gewesen war. Am Abend kletterte Kidu müde den Stamm hinauf zu seiner Wohnung und rollte sich in seiner Koje zusammen. Umbra war noch fort, um mit dem Bürgermeister zur Maschine zu gehen, die ihre Geschichte bestätigen sollte.

Lisa war längst über alle Berge, selbst wenn der Bürgermeister auf die Idee kommen sollte, Jagd auf sie zu machen. Wahrscheinlich hatten ihre Artgenossen sie abgeholt und auf eines ihrer Boote im Weltall gebracht.

Trotzdem konnte Kidu nicht aufhören, an Lisa zu denken. Die Vorstellung, dass es noch mehr gab wie sie, machte ihm Angst. Aber sie war gleichzeitig auch faszinierend. Ob die Fremden wohl auch in Dörfern wohnten? Ob sie einen Bürgermeister hatten oder eine Maschine? Wovon lebten sie, wenn sie keine Pakra-Früchte kannten?

Kidu wünschte sich, noch einmal mit Lisa sprechen zu können.

Sie hatte neugierig gewirkt. Vielleicht erzählte sie ihren Artgenossen von ihm? Vielleicht kamen sie ihn und Umbra mal besuchen? Solche und ähnliche Fragen hielten ihn vom Schlafen ab, bis es lange nach Mitternacht war.

Als er sich gerade unruhig auf die andere Seite drehte und sich fragte, ob Lisa wohl träumen konnte, schien plötzlich ein Lichtschein vom Fenster herein. Kidu stöhnte. Welcher seiner Nachbarn war um diese Uhrzeit noch wach? Er drehte sich zur Wand und schloss die Augen. Bevor er jedoch einschlafen konnte, stürmte Umbra in das Zimmer.

»Kidu, wach auf!«

»Ich bin wach.«

»Das musst du sehen! Komm mit!«

»Was denn?«

»Komm einfach!«

Sie zerrte ihn aus dem Bett. Er hatte gerade noch Zeit, sich einen Umhang gegen die nächtliche Kühle überzuwerfen, dann rutschte er schon hinter Umbra den Stamm seiner Wohnung hinab und landete auf der gepflasterten Dorfstraße. Es war taghell. Überall standen Ikran, viele noch in ihren Schlafklamotten, und blickten zum Himmel. Kidu folgte ihrem Blick zur Quelle des Lichts. Was er dort oben sah, ließ seinen Atem stocken.

Gewaltige Objekte aus grauem Metall schwebten lautlos in der Luft, weit über ihnen, vielleicht sogar weit über der Welt, und doch deutlich sichtbar. Es war nicht zu erkennen, was sie dort oben hielt. Wenn Lisa schon eigenartig und fremd gewirkt hatte, dann waren diese Objekte wie aus einem Fiebertraum. Sie gehörten nicht hierher. Kidu wäre überhaupt nicht in der Lage gewesen, sich so etwas vorzustellen. Wie eine Farbe, die er noch nie zuvor gesehen hatte.

Die Objekte waren größer als jedes Haus, höher als jeder Pakra-Baum und so bizarr, dass Kidu unmöglich entscheiden konnte, ob er sie schön oder hässlich fand.

Er starrte fassungslos zum Himmel, und genau wie alle anderen um ihn herum hatte er instinktiv Angst. Angst vor dem Unbekannten.

Dann aber begriff er, dass diese Objekte nicht unbekannt waren, und seine Angst steigerte sich noch. Lisa hatte ihm davon erzählt.

Das waren *Raumschiffe.*

Sie sahen so anders aus, als er sie sich vorgestellt hatte.

Umbra redete auf ihn ein, aber er hatte einen Kloß im Hals und konnte nicht sprechen. Außerdem verstand er ohnehin nicht, was sie sagte, denn die Gedanken in seinem Kopf rauschten durch seine Ohren und machten ihn taub.

Lisa hatte ihn gewarnt.

Die Übersetzung war nicht ganz falsch gewesen: Sie war eine, die sah.

Eine Späherin, eine Kundschafterin. Die Vorhut einer Armee. Kidu versuchte vergeblich zu schlucken. Die Fremden vom *Planeten* Erde waren hier, und sie hatten nicht die Absicht, wieder zu verschwinden.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Pauline Kister

Pauline Kister *ist 1999 in Frankfurt am Main geboren und hat seitdem in den verschiedensten Bundesländern Deutschlands gelebt. Zum Schreiben kam sie, als ihr in der örtlichen Bibliothek die Bücher ausgingen. Inzwischen studiert sie an der Technischen Universität München Informatik und hat dadurch den Zugang zur Sciencefiction gefunden. Sie lebt zusammen mit ihrer Familie und Büchern im kleinen bayerischen Dorf Emmering.*

LONDON 1889 ...
SEIT EINEM JAHR HAT JACK THE RIPPER - DER HURENSCHLÄCHTER - NICHT MEHR GEMORDET.
DIE LEICHTEN MÄDCHEN LONDONS GEHEN WIEDER IHRER ARBEIT NACH.
EINE GESCHICHTE ÜBER
TOD UND LEBEN
Story & Art: DETLEF KLEWER - KRITZELKUNST

ABER IST "SAUCY JACK" WIRKLICH VERSCHWUNDEN?
MANCHE ZWEIFELN ...

HALLO, MEINE SCHÖNE ...
ICH WOLLTE DICH NICHT ERSCHRECKEN, KLEINE LADY.
ICH BIN NICHT ERSCHROCKEN, SIR. NUR ÜBERRASCHT ...
ABER VIELLEICHT SOLLTEST DU ANGST HABEN ...
VIELLEICHT IST JACK THE RIPPER NOCH AM LEBEN ...

NIEMAND HÖRT DEINE SCHREIE, WENN ICH DICH TÖTE!
UND WENN SIE DOCH JEMAND HÖRT, INTERESSIERT ES IHN NICHT ...
VIELLEICHT BIN ICH JA JACK THE RIPPER ...
DAS IST UNMÖGLICH ...
WIE KANNST DU DIR DA SICHER SEIN, DU KLEINE HURE?

WEIL ICH DEN ELENDEN BASTARD VOR EINEM JAHR AUFGESCHLITZT HABE!
UND IHM SEIN HERZ HERAUSRISS!
AHRGL!
SO WIE ICH JEDEM BASTARD SEIN KALTES HERZ HERAUSREISSE!

Erstveröffentlichung 2022 | © Detlef Klewer

Detlef Klewer *lebt mit der wundervollsten Frau der Welt und zwei Katzen am Niederrhein. Erste Veröffentlichungen seiner Comics und Illustrationen erfolgten bereits in den 70er Jahren in Alternativzeitschriften wie »Am Erker«, »Ulcus Molle« oder »Innisfree«. Geadelt durch den Abdruck eines mehrseitigen Comics im deutschen »Heavy Metal/Metal Hurlant«-Ableger »Schwermetall« liegt der Schwerpunkt seiner Arbeit heute in der Gestaltung von Buch-, CD- und DVD-Covern sowie der Anfertigung von Buchillustrationen und Comics. Sein letzter Comic »Auf den Spuren H.P. Lovecrafts Band 3« wurde 2017 mehrfach preisgekrönt. Derzeit arbeitet er als selbstständiger Cover-Designer, Illustrator und Comic-Zeichner für verschiedene Verlage und Selfpublisher.* www.kritzelkunst.de

DER SAMEN DER VERÄNDERUNG

MICHAEL SCHMIDT

17. Juni 1913, vormittags

Marseille galt als Schmelztiegel der Kulturen, und die Küstenlinie zeigte diese Vielfalt aus alten und neuen Gebäuden, aus Wohlstand und Armut, aus europäischem und afrikanischem Einfluss. Die vielfältigsten Gerüche schwängerten die Luft, und der allgegenwärtige Lärm brandete bis nach hier draußen. Als Theo Fort Saint-Jean erblickte, zuckte er unwillkürlich zusammen und duckte sich hinter dem Beiboot des Schoners.

Narr, schalt er sich. *Als ob dich jemand erkennen würde*. Oran war fern, und auch wenn der Arm der Legion weit reichte, glaubte er nicht, dass ihn hier jemand erwartete. Täglich desertierte jemand aus der Legion, und wenn man sich schnell genug aus dem Dunstkreis des Regiments entfernte, standen die Chancen gut, ungeschoren davonzukommen. Er hatte sich vorbereitet, und niemand sollte nachvollziehen können, wohin er geflüchtet war. Erwartungsgemäß blickten die Wachen im Fort stur geradeaus und beachteten das heruntergekommene Frachtschiff überhaupt nicht.

Theo hatte ordentliche Kleidung an, trug seine wenigen Habseligkeiten in einem stabilen Koffer und machte nicht den Eindruck eines desertierten Fremdenlegionärs. Die Papiere, die ihm Farid Khalfaoui in Oran ausgestellt hatte, liefen auf den Namen Theodore Gimbel, geboren 1886 in Potsdam, Preußen.

Niemand würde diesen edlen Gesellen mit Theodor Messerschmidt aus der preußischen Rheinprovinz, Jahrgang 1888 und desertiert am 3. Januar in Ghardaia, in Verbindung bringen.

Langsam glitt das Schiff in den Hafen, und je näher es dem Landungssteg kam, desto nervöser wurde er. Kaum hatte die *Maghreb* am Pier festgemacht, bedankte er sich bei der Mannschaft und verabschiedete sich. Ein letzter banger Blick ging zu Saint-Jean, dann tauchte Theo in die Altstadt Marseilles und ihrer bunten Bevölkerung ab. Heute Nacht würde er das Treiben genießen.

18. Juni 1913, nachts

Die Nacht war sternenklar. Sie hetzte von Nische zu Nische, nutzte alle natürlichen Verstecke aus, während ihre Füße zwar den Boden berührten, aber keinerlei Geräusche von sich gaben.

Aber egal was sie tat, die Verfolger blieben ihr im Nacken. Sie hörte die harten Tritte auf dem Boden, ein vielstimmiges Konzert der Stiefel, das ihr zeigte, die Schweizergardisten würden erst ruhen, wenn sie gefasst war.

Sie verstand es nicht. Als Profi in Sachen Verschleierung und Verfolgung sollte es ihr an sich leichtfallen, ihre Verfolger abzuhängen. Doch immer wieder fanden sie ihre Fährte.

Nervös befingerte sie den Gegenstand in ihrer Hosentasche. Warm und anschmiegsam. War es das Ei? Das sonderbare Eigenleben darin? Sobald sie es in die Hand nahm, schien es die Schweizergardisten auf ihre Spur zu bringen. Egal, wie erkaltet es zwischendurch erschien.

Spontan kam ihr eine Idee. Erneut verschleierte sie ihren Weg, huschte wie ein Schatten durch die Altstadt und legte an einer ganz speziellen Stelle das Ei ab. Niemand würde es dort finden – ihre Verfolger, wenn sich die Theorie als richtig entpuppte, schon gar nicht.

Sie verschmolz mit der Nacht, sah zu, dass sie sich eilig von dem Versteck entfernte und stürzte sich ins Nachtleben Marseilles.

Als der Morgen graute, trat sie den Heimweg an. Morgen würde sie das Ei auf die Reise schicken. Allein. Sie hatte schon eine Idee.

19. Juni 1913, nachts

Theo nahm auf dem gemütlichen Diwan Platz, bestellte einen Beaujolais und stellte seinen Koffer an die Seite. Von hier aus hatte er einen guten Überblick über das *La Caravelle* und gleichzeitig seine Habseligkeiten im Blick.

In dem verqualmten Laden sah man kaum das andere Ende des großen Raumes. Das verschlissene Mobiliar erwies sich bei genauerer Betrachtung als recht sauber. Bilder schmückten die Wände und zeigten gewagte Szenen, die augenscheinlich für den zweifelhaften Ruf des *La Caravelle* verantwortlich zeichneten. Die verspielten Deckenleuchter gaben dem Raum eine lockere Note, auch

wenn das Gaslicht unruhig flackerte, als wäre die Zufuhr nicht optimal. Der Boden war mit verschiedenen Läufern bedeckt, ein willkürliches Sammelsurium aus verschiedenen Epochen und Stilrichtungen, die der Szenerie einen bunten Anstrich verliehen. An den Rändern des Raumes befanden sich mehrsitzige Sofas, die Mitte war zum Tanzen freigehalten. Hier und da standen die Besucher in kleinen Gruppen zusammen und tratschten über Gott und die Welt.

Endlich, nach drei intensiven Jahren in der Legion, nach schlimmem Drill und noch schlimmeren Erlebnissen, bekam er erstmals seit seiner Flucht aus der Rheinprovinz die Gelegenheit, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen.

Tagsüber hatte Theo ein wenig in einer gemütlichen Wiese geruht. Er hatte sich im öffentlichen Bad frisch gemacht und war jetzt bereit, sich die Nacht um die Ohren zu schlagen und die Puppen tanzen zu lassen. Zumindest ein wenig, denn sein Portemonnaie bezeugte, dass Schmalhans Küchenmeister war. So würde er morgen früh hungrig, aber hoffentlich glücklich in den Schlaf fallen. Vielleicht tat sich ja im Laufe des Abends noch eine Übernachtungsmöglichkeit auf.

Vorne spielte ein alter Berber eine traurige Melodie, doch kaum hatte Theo das erste Glas Rotwein geleert, übernahm eine bunte Combo und spielte einen flotten Tango. Er bestellte einen weiteren Beaujolais, und die kleine Brünette lächelte kokett, als er ein bescheidenes Trinkgeld gab.

Sollte er sie nach einem Quartier für die Nacht fragen? Er glaubte nicht. Die Kleine wohnte wahrscheinlich noch bei ihren Eltern, und auf den Ärger konnte er gern verzichten. Er musste anders über die Runden kommen.

Vor allem sollte er seine Finanzen zusammenhalten. So beschloss er, den Beaujolais in Maßen zu trinken und seinen Durst zu zügeln.

Eine reifere Dame, schmal und elegant, setzte sich neben Theo.

»À votre santé!«

Er erwiderte auf gleiche Weise und lächelte ihr zu. Augen wie ein Bergsee sahen ihn fragend an.

»Deutsch?«, fragte sie mit diesem niedlichen Einschlag, den alle Franzosen besaßen.

»Lothringen! Die Mutter eine Französin, der Vater Deutscher, und so bin ich weder das eine noch das andere, aber eigentlich beides.«

»Was für ein Zufall. Meine Großtante mütterlicherseits stammt aus Bar-le-Duc. Woher stammen Sie genau?«

»Aus Bouzonville«, log Theo flink.

»Da war ich leider noch nicht. Ich selbst bin aus Marseille, auch wenn ich stolz bin, mir nicht diesen primitiven Dialekt angewöhnt zu haben.«

»Sie sprechen auf jeden Fall ein sehr gutes Deutsch. Sind Sie öfter hier?«

»Öfter ist gut. Das *La Caravelle* ist mein Lieblingslokal.«

Es stellte sich schnell heraus, dass Nicole nicht nur direkt aus Marseille kam, sondern auch an Männerbekanntschaften interessiert war. Sie rückte nah an ihn heran, und ihre Finger spielten eine Klaviatur auf seinen Armen und Beinen, dass ihm ganz warm ums Herz wurde. Zu allem Überfluss ging der Wein auf ihre Rechnung. Nicole gefiel ihm immer besser.

»Was halten Sie von der Gleichberechtigung?«, fragte sie.

»Hm, ich denke, Mann und Frau werden niemals gleich sein, aber manche Unterschiede haben keine biologische Ursache und sollten abgeschafft werden.«

»In Finnland dürfen Frauen wählen.«

»Eine gute Entscheidung.«

»Sind sie gläubig?«

»Ich habe eine katholische Erziehung genossen.«

»Also nicht sehr.«

Seine Antworten fielen auf fruchtbaren Boden. Theos Glückssträhne schien sich fortzusetzen. Ihre Lippen berührten sich, und ein verheißungsvoller Kuss schwemmte seine letzten Bedenken ins Meer.

Beim Walzer forderte er Nicole zum Tanz, und je weiter die Nacht fortschritt, desto betrunkener wurde Theo.

Er schwankte zur Toilette, und als er zurückkam, musste er Nicole um eine Pause bitten, um auf dem Diwan durchatmen zu können. Er nahm einen weiteren Schluck Rotwein und entschied, sich erst einmal ein Wasser zu bestellen, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

Plötzlich wurden seine Lider schwer und eine bleierne Müdigkeit packte ihn.

Er schreckte auf. Als erstes nahm er die Stille und die Dunkelheit wahr. Das *La Caravelle* lag verlassen wie ein Friedhof da. Kein Licht, keine Besucher. Seine Augenlider waren schwer wie Blei, und in seinem Mund machte sich ein schaler Geschmack breit.

Plötzlich fiel ihm sein Koffer ein, und er sprang hastig auf. Doch seine Habseligkeiten und die Hälfte seines Geldvorrates waren nirgends zu finden. Er tastete nach seinem Leibgürtel, kramte in dem versteckten Fach und stieß erleichtert auf seine letzten 80 Franc.

Immerhin, die nächsten Tage würde er über die Runden kommen. Weiter wollte er gar nicht denken.

Es dauerte ein wenig, bis er sich gesammelt hatte, doch nach einer halben Stunde war es soweit, und über die Toilette fand er ein Fenster in die Freiheit.

Am Horizont ging soeben die Sonne auf.

Gerade wollte er sich in die Altstadt stürzen, da spürte er zwei kleine Gegenstände in der Innentasche seines Mantels.

Ein metallisches Ei, etwas schwer für sein Volumen. Theo untersuchte den Gegenstand, konnte aber nichts Außergewöhnliches feststellen. Die Oberfläche war fugenlos und glatt. Er schüttelte es, aber kein Ton drang aus dem Inneren.

Der zweite Gegenstand war ein Billet. Ausgestellt auf die *Therapia*. Abfahrt 20. Mai, 17:00 Uhr, 2. Klasse.

Er dachte nach. Warum nicht? Er hatte nichts Besseres zu tun. Und so beschloss er, erneut auf Reisen zu gehen. Schließlich interessierte es ihn brennend, wie das Billet in seine Jackentasche gekommen war. Er würde sich ein wenig in Form bringen und irgendwo einen neuen Koffer auftreiben. Auf einem Schiff wie der *Therapia* würde ihn mit Sicherheit niemand suchen.

Liebe Nicole, du wirst mir ein paar Fragen zu beantworten haben.

20. Juni 1913, 15:00 Uhr

Die *Therapia* war ein Schaufelraddampfer und wirkte mit all ihren Aufbauten und Fähnchen sehr verspielt. Einzig die schweren Schornsteine vermittelten einen wuchtigen Eindruck. Ungehindert betrat er das Empfangsdeck und wurde sogar zu einer Kabine geführt. Diese erwies sich als klein, wenig luxuriös und lag mitten im Schiff.

Theo hatte die Stunden bis zur Abfahrt genutzt und sich einen Koffer besorgt, dazu ein paar Habseligkeiten wie Handtücher, Unterwäsche und Oberhemden. Nur knapp war er der Gendarmerie entwischt und seine Ausstattung daher alles andere als üppig.

Er wusch sich, zog den frisch erworbenen Anzug an und begann, die Umgebung zu erkunden. Der Kleiderwechsel war genau richtig gewesen, denn … denn bei der *Therapia* handelte es sich um ein edles Schiff. Schwere Teppiche, Verzierungen, wohin das Auge blickte, und vergoldete Handläufe. Die modernsten Dampflampen mit gasbetriebener Steuerung, die sogar einen Farbfilter besaß und im Laufe des Tages für ein unterschiedliches Ambiente sorgen konnte. So etwas fand man bisher höchstens in den Haziendas der spanischen Großgrundbesitzer.

Die Passagiere rekrutierten sich aus dem besseren Teil der Gesellschaft, die Kleidung vornehm, die Haut blass und die Nasen erhoben. Die Herren trugen Maßanzüge und die Damen weit fallende Kleider aus französischer Kollektion sowie exzentrische Hüte. Da kam er sich mit seinem frischen Anzug von der Stange ein wenig deplatziert vor.

Die Länge der *Therapia* betrug 112 Meter, die Besatzung bestand aus 78 Personen, und neben ihm genossen weitere 86 Passagiere in der 1. Klasse sowie 32 in der 2. Klasse die Reise.

Akribisch zählte er die Personen durch, die ihm auf der Wanderung durch das Schiff begegneten.

Einige Räume waren nicht frei zugänglich, und so begab sich Theo zum Sicherheitschef, den er auf Nachfragen auf dem Oberdeck antraf. Pierre Smolny war ein charmanter und gutaussehender Typ, dem er seine Begeisterung über Schaufelraddampfer im Allgemeinen und die *Therapia* im Speziellen glaubhaft darlegen konnte. Camford selbst

führte ihn durchs Schiff, zeigte ihm die Kombüse, die Funkstation, den Maschinenraum und die Krankenstation. Synni Lyngstad, die Krankenschwester, hatte mit ihrer blonden Haarpracht eine gewisse Ähnlichkeit zu der Dame, die Theo suchte. Aber das war es auch schon. Wo Nicole weiblich-charmant war, erschien Lyngstad doch eher spröde und streng.

Als er den Rundgang beendet hatte, reifte in ihm die Erkenntnis, dass Nicole sich nicht auf dem Schiff befand. Er würde die Augen aufhalten, mutmaßte aber, dass ihr Plan vorsah, ihn an ihrer statt reisen zu lassen. Er zermarterte sich den Kopf, warum, aber selbst zwei trockene Rote an der Bar brachten ihm nicht den Stein des Weisen. So beschloss er leicht beschwipst, sich aufs Ohr zu legen und den fehlenden Schlaf nachzuholen.

23. Juni 1913, nachts

Sie beglückwünschte sich für ihre spontane Entscheidung. Der Gegenstand schien für die Schweizergardisten nur auffindbar zu sein, wenn sie ihn am Körper trug. Zwar hatten die Verfolger ihre Fährte aufgenommen und die Therapia *mehrmals in Augenschein genommen, wie ihr Kontakt telegrafiert hatte, waren aber jedes Mal erfolglos wieder abgezogen.*

Sie hatte mittlerweile selbst eine Schifffahrt hinter sich gebracht und wartete. Das war sie gewohnt, und es gelang ihr ohne Probleme. Ihr Ziel rückte näher. Diesmal würden die Schweizergardisten ihre Fährte zu spät wittern. Ihr Weg war freigeräumt.

24. Juni 1913, 20:30 Uhr

Die nächsten Tage vergingen ereignislos. Theo sah sich Nizza an und bewunderte das internationale Flair der Stadt. Von dort ging es nach Genua, Neapel und Palermo. In Italien war bei jeder der Stationen eine Gruppe von *Geheimen* an Bord gekommen. Er erkannte diese Typen, auch in Zivil, weil sie den *Gendarm* mit jeder Faser vor sich hertrugen. Sie durchsuchten das Schiff von oben bis unten und fluchten in ihrer Landessprache dermaßen laut, dass er sich glücklich schätzte, italienisch nur rudimentär zu beherrschen. Nach jeweils knapp einer Stunde verließen sie das Schiff unverrichteter Dinge. Was die Geheimen suchten, erfuhren die Gäste nie. Erfolg hatten sie offensichtlich keinen.

Jetzt lag Italien hinter ihnen. Seit einer halben Stunde ankerte die *Therapia* in Tunis. Er hatte die Gelegenheit ergriffen und sofort nach der Landung das Schiff verlassen.

Schnell begab er sich auf Erkundungstour. Zwischen der Altstadt und dem Meer hatten die Franzosen eine Neustadt im europäischen Stil erschaffen, und so schlenderte Theo durch die neu errichteten Gebäude, flanierte an den fliegenden Händlern vorbei und bewunderte den Mix aus Moderne und Altertum, der sich hier an den Rändern zur Medina etabliert hatte. Immer aber hielt Theo Ausschau nach den Uniformen der Legion, und fiel sein Blick auf etwas, das entfernt danach aussah, verschwand er wie ein Schatten in den diversen Nischen, die sich in dem Gewirr der Marktstände auftaten.

In der Ferne rief der Muezzin zum Gebet, doch den meisten geschäftig herumlaufenden Arabern und Berbern schien das genauso gleichgültig zu sein wie den französischen Kolonialherren.

Theo betrat eine kleine Teestube, in der sich die Hitze des Tages staute und in der dichter Nebel herrschte. Letzteres lag an den zahlreichen Wasserpfeifen, die sich hier äußerster Beliebtheit zu erfreuen schienen.

Bequem richtete er sich auf einem einsamen Diwan ein und bestellte einen Pfefferminztee. Wer den Maghreb besuchte, musste einfach diese Variante probieren. Frische Pfefferminzblätter und fast mehr Zucker als Wasser machten den Tee zu einem wohligen Genuss, der zwar schlecht für die Zähne war, aber dem Gemüt unglaublich guttat.

Er fragte nach Said Fadil, einem alten Bekannten aus der Zeit, bevor er den schwerwiegenden Fehler begangen hatte, in die Fremdenlegion einzutreten. Als Theo den Norden Afrikas erkundet hatte, hatte es ihn erst hierher nach Tunis verschlagen, bevor er nach Algerien weitergezogen war und sich für die Armee verpflichtet hatte. Aber darüber wollte er jetzt nicht weiter nachdenken.

Der schmale Berber erklärte ihm, nachdem ein paar Francs die Taschen gewechselt hatten, dass sein alter Bekannter aufgrund von Schwierigkeiten

mit den Behörden sein Tätigkeitsfeld nach Bizerte verlagert hatte. Eine ungünstige Nachricht – und so beschloss Theo, erst einmal mit der *Therapia* weiter zu reisen und sich außerhalb des französischen Kolonialgebiets zu begeben.

Theo trank schon den dritten Tee und spielte gerade mit dem metallischen Ei, als er beim Heben des Blickes in blaue Bergseen sah.

In einem ersten Impuls wollte er aufspringen, doch sein Körper schien vollkommen gelähmt, und so zuckte er nur unkontrolliert.

»Liebster Theodor, was freue ich mich, dich wieder zu sehen«, flötete Nicole in ihrem französisch gefärbten Deutsch und sah ihn mit einer Kälte an, die er dieser bezaubernden Person niemals zugetraut hätte.

»Du hast da etwas, das ich gerne wieder an mich nehmen würde.«

Ihre Hände verursachten ein Kribbeln auf seiner Haut, und mit einem Hauch von Enttäuschung sah er, wie sie das Ei aus seinen steifen Fingern nahm. Ihre Hände gingen weiter auf Wanderschaft.

»Ich muss dir leider auch die Karte wegnehmen. Deine Fahrt ist hier zu Ende. Irgendwann werde ich dir erklären, warum ich dich als Bote benutzt habe. Oder auch nie. Mach es gut und sei mir nicht böse.«

Bevor sie aufbrach, flößte sie ihm noch den Rest des Pfefferminztees ein. Wenig später versank Theo in seinen Träumen.

25. Juni 1913, mittags

Er erwachte mit einem furchtbaren Durst. Staub drang durch seine trockenen Lippen. Um ihn herum befand sich felsige Einöde. Noch benommen glitt sein Blick gen Himmel. Ungefähr Mittagszeit, schätzte er. Langsam kam die Erinnerung an den gestrigen Abend zurück. Er war erneut auf Nicole getroffen, und wieder hatte sie ihn schachmatt gesetzt.

Er rappelte sich auf, klopfte sich den Staub aus den Kleidern und schaute in die Ferne. Den hohen Turm der Ez-Zitouna-Moschee konnte er gerade noch am Horizont erkennen.

Müde stapfte Theo los. Ein weiter und beschwerlicher Weg lag vor ihm. Er war durstig, die Knochen taten ihm weh, und er besaß nur das, was er am Leib trug. Aber die Wut trieb ihn voran. Fluchend brachte er Meile um Meile hinter sich, bettelte unterwegs nach Wasser und bekam einen Krug und sogar einen Laib Brot. Frisch gestärkt und angetrieben von Rachegelüsten setzte er seinen Weg fort. Dreimal nahmen ihn Händler ein Stück weit mit, aber das Wettrennen blieb knapp. Die Sonne sank immer tiefer und die Ez-Zitouna-Moschee schien immer noch fern. Er fiel in leichten Trab, doch immer wieder versagten ihm die Beine, und er musste das Tempo reduzieren, um Luft zu schnappen und wieder zu Kräften zu kommen.

Nachdem er den Hafen endlich erreicht hatte, beeilte er sich, den Liegeplatz der *Therapia* zu erreichen. Doch das Schiff war ausgelaufen. Er konnte gerade noch Nicole erkennen, die am Heck stand und ihm zuwinkte.

Fluchend schrie er seinen Frust in die anbrechende Nacht. Als ihm aber eine Patrouille der Fremdenlegion in nächster Nähe begegnete, wusste er, dass sein Glück lange genug angedauert hatte. Zeit, sich zu empfehlen und unterzutauchen. Der Tod durch den Strang drohte, und er hatte nicht vor, diesen zu erleiden.

Wie ein Schatten verschmolz er mit der einbrechenden Dunkelheit und sah zu, dass er Land gewann.

25. Juni 1913, abends

Nicole war äußerst zufrieden mit sich. Sie war ohne Probleme an Bord gekommen und hatte Theos Kabine belegt. Wie erwartet hatte Theo kaum Kontakt mit den anderen Passagieren aufgenommen, und in der Besatzung gab es mit Sicherheitschef Pierre Smolny einen Vertrauten, der beschwören würde, sie sei seit Marseille mit von der Partie gewesen.

Beim Auslaufen blickte sie mit wehmütiger Miene auf Tunis zurück. Ihr hatte die Stadt sehr gefallen: viel moderner als ihr Ruf und trotzdem ein faszinierender Ausflug in eine fremde Welt voller Exotik.

Sie sah eine hochgewachsene Gestalt an den Pier taumeln und winkte aufs Geratewohl. Vielleicht war das Theo, vielleicht auch nicht. Es spielte keine Rolle. Seine Aufgabe war erledigt. Nicole hatte die verdammten Schweizergardisten

ausgetrickst. Laut Smolnys Bericht waren sie in jedem Hafen aufgetaucht, um nach ihr zu suchen. Ohne Erfolg. Wohlweislich hatte sie Italien wie die Pest gemieden. Jetzt würden die päpstlichen Truppen ihr nicht mehr in die Quere kommen.

Nicole nahm ein letztes Mal Abschied von Tunis, begab sich ohne Umwege in ihre Kabine und kramte ihren Koffer hervor.

Darin befand sich eine spezielle Apparatur. Diese baute sie auf, was nur wenige Minuten dauerte. In aller Seelenruhe justierte Nicole den Magneten, schob das Ei hinein und wartete, bis das Schiff den Hafen verlassen hatte. Die Schweizergardisten würden zu spät kommen.

Sie betätigte die Gaspatrone, um die Apparatur zu starten. Das Magnetfeld baute sich auf, winzige Schieber hoben das Ei an und schoben es in den freien Raum zwischen die acht Magneten. Es dauerte drei Umdrehungen, dann machte es *Plopp*, und das Ei zerfiel in zwei Teile.

Sie hob den dunklen Samen auf, der zum Vorschein gekommen war, öffnete dessen Hülle, entnahm den Kern und aß ihn mit Genuss. Dann begab sie sich auf Deck und wartete.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis ihr zarter Körper zersprang und in sich zusammenfiel. Aus dem unförmigen Haufen erhob sich ein in Blau- und Grüntönen schillernder Schmetterling, dessen Augen wie Bergseen schimmerten. Sanft breitete der Falter die Flügel aus, auf denen ein pulsierendes Geflecht von Adern das Lilith-Symbol darstellten: der Halbmond auf dem Kreuz, die Verbindung von Orient und Okzident, ein Brückenschlag unterschiedlicher Welten.

Ein Windstoß erreichte den Schmetterling, hob ihn hoch und trug ihn in die Freiheit hinaus.

Aus Nicole war Lilith geworden, und in ihrer neuen Gestalt würde sie den Funken der Emanzipation und damit die Sinnlichkeit und Leidenschaft in die Welt tragen.

3. Juni 1913, morgens

Über Umwege verließ Theo Tunesien. Eine anstrengende Reise über den Landweg brachte ihn nach Bizerte. Dort musste er lange auf eine geeignete Passage warten, um über Cagliari zurück nach Marseille zu kommen.

Wieder beäugte er Fort Saint-Jean kritisch, wieder landete er unbesehen in der Stadt und tauchte im Gewühl der Menschen unter.

Gerade als er durch einen steinernen Torbogen ging, fiel ein Lichtstrahl auf seine Schulter. Ein in Blau- und Grüntönen schillernder Schmetterling nahm dort Platz und begleitete ihn, bis er eine Unterkunft für die Nacht gefunden hatte.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Michael Schmidt

Michael Schmidt *wurde 1970 in Koblenz geboren. Er veröffentlichte bisher über 80 Kurzgeschichten und fünf Kurzromane, die sich zumeist mit der dunklen Seite des Menschen beschäftigen. Als Herausgeber zeichnete er für diverse Anthologien verantwortlich, darunter Zwielicht, die mehrmals den Vincent Preis gewann. Seine Sammlungen Teutonic Horror, Teutonic Future und Silbermond sind bei Create Space Publishing erschienen. Sein Blog befindet sich auf www.defms.de*

TAUSEND STIMMEN

RAHEL JADER

Der Wind spielte in den Kronen, kämmte durch die Zweige, sodass die Blätter zu wispern begannen. Das Flüstern der Bäume mischte sich mit den Rufen der kleinen Wesen: Vogelzwitschern, Grillenzirpen, das Keckern eines Eichhörnchens. Gemeinsam woben die einzelnen Geräusche einen wunderbaren Teppich, der den Wald mit dem Klang des Lebens erfüllte. Syl-Ilashi, der Wald der tausend Stimmen. Stimmen, die bereits seit Jahrhunderten erschollen und es noch viele weitere Jahrhunderte tun würden.

Ein leises Rascheln mischte sich in den Klangteppich. Dünne Beine schritten durch das Kraut, braune Augen blickten wach aus einem langhaarigen Gesicht, als das Wollreh verharrte. Aufmerksam lauschte es den tausend Stimmen, bevor es sich entspannte und mit der Nahrungssuche begann.

Doch es hatte wohl nicht aufmerksam genug gelauscht, denn über ihm, in den Baumkronen, kauerte eine schlanke Gestalt, welche das Tier genau beobachtete. Die moosgrünen Augen auf das ahnungslose Wollreh gerichtet, beugte sie sich auf ihrer Astgabel nach vorn. Langsam, sehr langsam führte es die Hand zum Köcher und zog dann noch langsamer einen Pfeil heraus. In einer einzigen Bewegung spannte sie erst den Pfeil in den Bogen und sogleich die Sehne. Plötzlich durchschnitten fremde Stimmen die Luft: Ein kurzes Sirren, während der Pfeil durch die Luft sauste, dann ein dumpfes *Wump*, als der Körper des getroffenen Tieres zu Boden fiel.

Mit einem Satz sprang Aiwa von der Astgabel und kam geräuschlos auf dem moosgepolsterten Waldboden auf. Sie lief zu ihrer Beute, kniete sich daneben und strich durch sein dichtes Brustfell.

»Danke, mein Freund«, murmelte Aiwa ehrerbietig. »Mögest du eine sichere Reise in das Unendlich haben.«

Langsam erhob sie sich, hievte den leblosen Körper auf ihre Schultern und setzte sich in Bewegung. Aiwas feingliedriger Körper war robust, aber kaum schwerer als der ihrer Beute. Durch das Gewicht kam sie nur langsam voran und musste mehrmals anhalten. Doch wenn die Waldelfe eines hatte, dann Zeit. Sie war Teil des rauschenden Lebensflusses von Syl-Ilashi und bewegte sich in seinem Rhythmus Schritt für Schritt voran.

Als Aiwa ihren Lagerplatz betrat, befestigte sie Taue aus getrockneten Wurzeln an den Hinterläufen des Wollrehs und zog es einen Ast hinauf, bis es kopfüber hing. Dann machte sie sich ans Werk: Sie öffnete die Bauchhöhle, zog die Eingeweide heraus und trug sie zu dem kleinen Bach in der Nähe des Lagers, um sie auszuwaschen. Aus ihnen wollte Aiwa Beutel zur Aufbewahrung von Früchten, Kräutern und anderen Vorräten herstellen.

Doch kurz bevor sie den Bach erreichte, blieb Aiwa stocksteif stehen. Ihr Körper war angespannt, ebenso wie ihre Sinne. Aufmerksam lauschte sie auf die Geräusche des Waldes. Unter den tausend Stimmen erklang eine, die fehl am Platz war. Zu plump war das Rascheln im Unterholz, als dass es von einem der Waldbewohner stammen konnte.

Blitzschnell ließ die Waldelfe die Eingeweide fallen und griff nach ihrem Bogen. Den Blick fest in den Wald gerichtet, legte Aiwa einen Pfeil ein. Das Rascheln war noch mehrere Schritte entfernt, es wurde jedoch immer lauter. Aiwa hob den Bogen, spannte die Sehne … dann hielt sie plötzlich inne. Sie lauschte noch einmal auf die Schritte. Ihr Rhythmus, wenn auch plump, war ihr genauso vertraut wie jener der Waldwesen. Mit einem resignierten Seufzen ließ sie den Bogen sinken.

»Lawin, was machst du hier?«

Knisternd trat die Gestalt aus dem Unterholz hervor und blieb stehen. Sie war ebenfalls schlank gebaut, wenn auch größer als Aiwa. Die moosgrünen Augen, die sich nun auf sie richteten, waren ihr jedoch wie aus dem Gesicht geschnitten.

»Dir auch einen guten Sommer, Mutter«, antwortete der junge Waldelf milde lächelnd. Dann deutete er auf das Lager. »Wie ich sehe, läuft das Wild gut?«

Aiwa hob die Eingeweide auf, ging die letzten Schritte zum Bach und bückte sich, um sie zu waschen.

»Das Wild läuft immer«, antwortete sie knapp.

Lawin seufzte leise und trat näher an seine Mutter heran.

»Und wie geht es dir?«

Ohne aufzusehen spülte Aiwa die Mägen aus. »Ich weiß, wieso du gekommen bist. Die Antwort lautet noch immer ›nein‹.«

Ihr Sohn antwortete mit einem weiteren Seufzen. »Du bist eine der besten Bogenschützen, die je im Dienst des Fürsten standen. Er braucht dich. Jetzt in den wachsenden Konflikten mit den Orks und Menschen noch dringender als zuvor. Wenn du hierbleibst, wäre dein Talent vergeudet.«

Aiwa zischte verächtlich. »Jetzt redest du wie einer der Kurzlebigen! Das Leben in der Stadt macht dich zu hektisch, mit deinen sechzig Jahren solltest du dir um Zeit keine Gedanken machen.«

»Ich bin dreiundneunzig Jahre alt, Mutter«, antwortete Lawin langsam. »Du warst über siebzig Jahre fort. Der Fürst hat dir genügend Zeit gegeben, um Vater zu betrauern. Doch nun wird es Zeit zurückzukehren.«

»Hier geht es nicht um Verimes!« Aiwa drehte sich abrupt um und sah ihren Sohn das erste Mal direkt an. »Syl-Ilashi ist nun meine Heimat. Hier möchte ich bleiben. Allein.«

Für einen Augenblick starrte Lawin seine Mutter stumm an, dann schloss er langsam die Augen.

»Wie du meinst. Dann lässt dir der Fürst ausrichten, dass er weiteres Bogenholz benötigt. Bringe es an den üblichen Ort.«

»Das werde ich. Gute Jagd, Lawin.«

Aiwas Sohn ließ den Kopf sinken und nickte.

»Möge dein Pfeil stets sein Ziel treffen«, murmelte er mit einer Verbeugung. »Denke daran, du kannst immer zurück nach Hause kommen, wenn du magst. Meine Tür steht dir offen.«

Im nächsten Augenblick verriet nur noch das geräuschvolle Knacken, dass sich Lawin in Syl-Ilashi aufhielt – und auch dieses verklang bald in der Ferne.

Aiwa holte tief Luft und seufzte, während sie sich von ihrer Arbeit erhob und in den Wald blickte. Seit dreißig Jahren hatte sie ihren Sohn nicht mehr gesehen, und nun war er nicht einmal einen Tag geblieben. Wenn er nur zur Ruhe kommen und den tausend Stimmen Syl-Ilashis lauschen würde … Dann wüsste er, wieso Aiwa nicht fortgehen wollte.

Den ganzen Tag konzentrierte sich die Waldelfe voll und ganz auf das Wollreh. Sie bearbeitete die Haut mit dem Fell, spannte es auf und stellte es an das rauchende Feuer, über dem bereits das in Streifen geschnittene Fleisch hing. Während die Haut im Rauch trocknete, machte sich Aiwa daran, die Knochen zu neuen Pfeilspitzen zu verarbeiten. Nicht das winzigste Stück des erlegten Tieres sollte verschwendet werden.

Nachdem sie einige Tage später ihr Werk vollendet und nebenbei noch Kräuter gesammelt hatte, machte sich die Waldelfe zu einem neuen Streifzug auf. Auch, wenn sie in Syl-Ilashi weitab der Städte der Elfen lebte, so unterstand sie noch immer dem Fürsten, der ihr durch Lawin einen weiteren Auftrag erteilt hatte.

Fast einen ganzen Tag lief Aiwa, ehe sie die gesuchten Bäume endlich erreichte. In all dem fröhlichen Knistern der Laubbäume standen die Schwarzeiben stumm. Auch sie lauschten seit hunderten von Jahren den tausend Stimmen Syl-Ilashis. Deshalb mochte Aiwa sie besonders gern. Sie strich jedem Baum über die Rinde, war betrübt, wenn Sie eine Lücke in den Reihen entdeckte und freute sich über jedes Jungholz, das aufgewachsen war. Es versetzte ihr immer einen Stich, wenn sie zur Axt greifen musste. Doch es war genau dieses Holz, welches die Bögen der Waldelfen zu den Besten im ganzen Land machte.

Also wählte Aiwa einen schönen Stamm und pflückte zunächst einige Beeren aus seiner Krone, deren Samen sie später pflanzen würde, um das Erbe der Schwarzeibe zu erhalten. Nachdem sie genügend gesammelt hatte, bedankte sie sich bei dem Baum und begann zu schlagen. Schon nach kurzer Zeit troffen Schweißperlen von Aiwas Stirn, noch ein paar Schläge, dann musste sie keuchend innehalten.

Da durchschnitt ein heiserer Schrei wie ein Pfeil die Luft. Sofort hob Aiwa ihre Axt. Das war der Warnruf eines Vogels, der eine Gefahr entdeckt hatte. Was hatte ihn beunruhigt? War sie es selbst gewesen, oder hatte das Tier vor einem anderen Eindringling gewarnt? Langsam ging sie rückwärts, bis sie den nächsten Baum erreichte und sich mit dem Rücken gegen den Stamm presste.

Ein weiterer Schrei ertönte ganz in der Nähe, der kurz darauf in schrille Rufe überging. Falls der Vogel die anderen Waldbewohner vor der Waldelfe

warnen wollte, dann war er ihr ungewöhnlich nahegekommen. Vorsichtig lugte Aiwa hinter die angeschlagene Schwarzeibe und entdeckte das schreiende Tier, das rücklings auf der Erde lag, mit den Beinen strampelte und mit den Flügeln schlug. Anscheinend war es nicht rechtzeitig aus der Schwarzeibe aufgeflogen, sodass die herabbrechenden Zweige es aus der Krone gerissen hatten. Aber hätte es sich dann nicht längst wieder aufrappeln müssen?

»Ruhig, mein Freund, ich will dir helfen«, murmelte die Waldelfe, zückte ein Stück Rohleder und warf es blitzschnell über den Vogel.

Während das Tier perplex erstarrte, griff Aiwa nach seinen Beinen und drückte mit der anderen Hand die Flügel an seinen Körper. Plötzlich wurde der Vogel still, starrte aus seinen gelben Augen auf die Waldelfe und legte seine Federohren an.

»Ein Wolfsfalke«, sagte Aiwa erstaunt, als sie das Tier betrachtete.

Dieser Vogel konnte dank seines hervorragenden Gehör- und Geruchssinnes sowohl am Tag als auch in der Nacht jagen. Er gehörte zu einer der vielen Arten Syl-Ilashis, die Aiwa oft bei ihren Streifzügen beobachten konnte. Was sie stutzig machte, waren die Lederriemen an seinen Füßen. Vermutlich vermisste nun ein Waldelf aus den umliegenden Siedlungen seinen Jagdgefährten.

Unter gutem Zureden setzte Aiwa den Vogel auf ihre linke Hand und griff mit der Rechten in den neuen Magenbeutel, wo sie ihre Vorräte verstaut hatte. Ohne Zögern nahm der Falke das angebotene Fleisch an, während Aiwa ihn genauer untersuchte. Sein linker Flügel hing kraftlos herab, eine blutige Schramme zeichnete sich an der Kante ab. Ihre Augen weiteten sich. Diese Wunde stammte eindeutig von einem Pfeil! Heiße Wut stieg in der Waldelfin auf. Wie konnte jemand nur … Als ihr Blick erneut zur Fessel des Vogels wanderte, hielt sie inne. Fast wäre ihr das kleine Stück Pergament entgangen, das an den Lederriemen gebunden war. Unter den wachsamen Augen des Wolfsfalken holte sie es hervor, faltete es auf und las: »Angriff auf den Fürsten! Bitte hilf!«

Aiwas Augen wurden schmal. Trotz der Hast, mit der die Botschaft hingekritzelt war, erkannte sie die Schrift sofort. Dies war die Nachricht von einem der fürstlichen Schreiber, die genau sie hatte erreichen sollen.

»Lawin!«, zischte Aiwa und machte eine so heftige Bewegung, dass der Falke auf ihrem Arm protestierte.

Verärgert warf Aiwa den Zettel zu Boden. Wenn ihr Sohn glaubte, sie würde auf diesen Trick hereinfallen, dann hatte er sich getäuscht!

Andererseits … Aiwas Blick streifte nachdenklich die Flügelwunde. Auch, wenn Lawin sie drängte, Syl-Ilashi zu verlassen, hätte er sicher kein Tier absichtlich verletzt, um eine falsche Botschaft zu übermitteln. Der Falke starrte zu Aiwa auf und kreischte erneut. Erst als sie ihm ein zweites Fleischstück zuwarf, gab er Ruhe.

Die Waldelfin setzte den Vogel auf dem Boden ab und wandte sich wieder der Schwarzeibe zu. Während sie mit raschen Bewegungen hackte, wurde ihr Kopf langsam klarer. Sie musste das Holz ohnehin im nächsten Dorf abliefern, also konnte sie dort nach dem Fürsten fragen. Sicherlich wüssten die Bewohner über einen Angriff auf die Stadt Bescheid.

Den Rest des Tages konzentrierte sich Aiwa auf ihre Arbeit und versorgte in den Pausen den Falken. Sie fütterte ihn, wusch seine Wunde und rieb sie mit lindernden Kräutern ein. Als Aiwa bei Sonnenuntergang den Baum gefällt und für den Transport bereit gemacht hatte, war der Vogel mit dem Kopf unter dem gesunden Flügel eingeschlafen. Sie schlug ihr Lager neben ihm auf, was ein Fehler war, denn am nächsten Morgen wurde sie lange vor Sonnenaufgang von seinen hungrigen Schreien geweckt. Immerhin konnte sie somit früh aufbrechen, um den Baumstamm ins Dorf zu ziehen. Obwohl der Falke von Zeit zu Zeit schrie und nach Futter verlangte, freute sich Aiwa über den unerwarteten Weggefährten.

»Du könntest mir ruhig ein bisschen helfen«, meinte sie und warf einen Blick über ihre Schulter nach hinten, wo sich der Wolfsfalke auf dem Stamm niedergelassen hatte. Sicher verstand er sie nicht, doch Aiwa konnte sich ein Lachen kaum verkneifen, als er ihre Aussage mit einem unwilligen Schnarren quittierte.

Plötzlich kreischte der Vogel schrill auf und legte die Federohren an.

»Was ist los?«, fragte Aiwa und beobachtete, wie der Wolfsfalke den Kopf hob und witterte.

Sie zögerte nicht lange, nahm den Vogel und versteckte sich im Dickicht am Wegesrand. Stumm wartete sie ab und lauschte, bis sie das Stapfen sich nähernder Schritte hörte. Aiwa spähte aus dem Gebüsch hervor und erblickte eine Gestalt: groß, massig und mit einer Fratze, die sie im Leben nie vergessen würde. Die Hände der Waldelfe krallten sich in das Laub, während sie den Ork beobachtete. Plump wie er war, beachtete er den Baumstamm auf dem Weg nicht und stapfte vorüber. Selbst als seine Schritte verklungen waren, hockte Aiwa noch immer mit angehaltenem Atem in ihrem Versteck.

Als der Falke an ihrer Kleidung zupfte, erwachte sie aus ihrer Starre. Dann lief sie los, so schnell und leise, wie sie konnte, bis sie den Rand des Dorfs erreichte. Ihre Augen weiteten sich, als sie die rußschwarzen Stämme und die zerstörten Baumhäuser erblickten. Sofort erwachten Bilder in ihr: Feuer, Pfeile, Schwerter und Keulen. Tausend Stimmen schrien. Lawins kindliches Weinen, Verimes Schreie, ihre eigene Stimme, als sie seinen Namen rief …

Schnell schloss Aiwa die Augen und blendete die Erinnerungen aus. Sie musste sich zusammenreißen, nach Überlebenden suchen, helfen, damit diesen Elfen nicht dasselbe passierte. Doch das Dorf war verlassen. Aiwa fand lediglich einen Rosshirsch, gezäumt, gesattelt und offensichtlich ohne Reiter. Ohne zu zögern nahm Aiwa den Falken auf die linke Hand, saß auf und preschte im gestreckten Galopp davon.

Unterwegs flogen weitere Dörfer vorbei, ebenfalls zerstört. Aiwas Unbehagen wuchs, als sie leblose Körper entdeckte, von Orks wie von Elfen. Die Dämmerung brach herein, die Sprünge des Hirsches wurden kürzer, doch Aiwa erlaubte ihm und sich keine Pause. Erst in der Dunkelheit der Nacht entdeckte sie eine Ansammlung von Lichtern. *Zu* helle Lichter.

Aiwa sprang ab, pirschte eine bewachsene Anhöhe hinauf und lugte zwischen den Bäumen hervor. Unter ihr lag die Fürstenstadt. Einst ein Gewebe aus mächtigen Baumstämmen mit kunstvoll eingearbeiteten Baumhäusern, nun ein glühendes, brennendes Wüstland. Aiwa kannte jenes Bild, doch dieses Ausmaß der Zerstörung hatte sie in ihrer fast fünfhundertjährigen Lebenszeit kaum gesehen. Der Überfall, bei dem ihr Mann sein Leben gelassen hatte, war lediglich eine Warnung gewesen. Nun, da die Waldelfen durch ihre Konflikte mit den Menschen geschwächt waren, hatten die Orks die Gunst der Stunde genutzt, um zuzuschlagen.

Aiwas Körper sackte langsam zu Boden. Lawin hatte recht gehabt. Er hatte von Anfang an recht gehabt – und sie hatte ihm nicht zugehört.

»Lawin«, krächzte sie und vergrub das Gesicht in den Händen. »Verzeih mir.«

Etwas klopfte gegen ihr Knie, unablässig, bis sie es nicht mehr ignorieren konnte. Blinzelnd blickte sie auf und sah einen Schnabel vor ihrem Gesicht, der sie eindringlich anschnarrte. Plötzlich kam Aiwa eine Idee. Sie griff unter ihr Wams und holte einen unbeholfen geschnitzten Holzanhänger hervor, der Pfeil und Bogen darstellen sollte. Lawin hatte ihn ihr geschenkt, als er noch ein Kind gewesen war. Das war zwar Jahrzehnte her, doch mit etwas Glück …

»Such.«

Der Vogel beugte sich zu dem Holzstück herab, verharrte einen Moment … Dann hüpfte er los, auf die Stadt zu. Aiwa atmete tief ein, erhob sich und blickte auf die rauchende, brennende Stadt hinab. Gern hätte sie bis zum Ende ihres Lebens den tausend Stimmen Syl-Ilashis gelauscht, doch nun, da der Lärm des Krieges sie übertönte, wurde sie anderswo gebraucht. Sie war Aiwa Vilyralin, eine Leibbogenschützin des Fürsten – und sie war bereit zurückzukehren.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Rahel Jader

***Rahel Jader**, geboren 1998, schreibt seit ihrem zwölften Lebensjahr Kurzgeschichten und längere Prosatexte des Genres Fantasy, die sich mit der Natur und ihren Lebewesen auseinandersetzen. Sie entschied sich dazu, ihre Passion zum Beruf zu machen und studierte Forstwirtschaft, um ihr Fachwissen durch weitere Recherchen und Feldbeobachtungen zu vertiefen. Vom Fangen wilder Fledermäuse über das Untersuchen von Wolfsspuren bis hin zum Auswerten tausender Fotofallenbilder konnte sie bereits vielfältige Erfahrungen in der Wildtierforschung sammeln.*
Seit 2014 schreibt sie an einer Fantasy-Reihe über das alltägliche Leben und die Abenteuer in einem wilden Wolfsrudel. Hierfür verfasste sie einen Blog, um über den Werdegang und die Ideen hinter ihrem Projekt zu berichten
https://hoehlenbaum.wordpress.com/

REPEAT

LISA-KATHARINA HENSEL

Feucht und drückend lastete die Hitze auf der Stadt. Kein Windhauch regte sich, als Liam sein spärlich eingerichtetes Apartment verließ und sich wie nahezu jeden Tag in Richtung der Sammelanlage aufmachte. Ausgestorben lag die Straße vor ihm, die Luft flimmerte über dem rissigen Asphalt.

Bereits nach wenigen Schritten bildeten sich Schweißperlen auf seiner Stirn, verfingen sich in seinem ungepflegten Haar und rannen ihm in unangenehmen Rinnsalen den Rücken hinab. Der Stoff seines fleckigen T-Shirts klebte ihm nass und warm wie eine zweite Haut am Körper.

Schon in seiner Wohnung hatte die Hitze gebrütet. Doch einen Ventilator oder gar die Klimaanlage in Betrieb zu nehmen, kam nicht infrage. Ein möglicher Stromausfall, einschließlich seiner fatalen Folgen, musste unter allen Umständen vermieden werden. Zudem sprach ein weiterer, nicht unerheblicher Umstand dagegen: Er misstraute seit dem Vorfall jeglicher Art von Technik, und sei sie noch so primitiv …

Unwillkürlich berührte Liam bei dieser Erinnerung die feine Narbe an seiner Schläfe. Lediglich eine leichte Erhebung zeugte noch von dem Port, der sich als eine so tragische Erfindung herausgestellt hatte.

Die Stille schien an diesem Mittag besonders präsent, beinahe greifbar. Während er die Straßen entlangstapfte, immer auf der Suche nach dem nächsten Fleckchen Schatten, machte ihm das Fehlen jeglicher Geräusche allzu deutlich bewusst, wie wenige von ihnen noch lebten. In *Freiheit* lebten. Wie viele weiterhin feststeckten …

Der zunehmende Druck auf der Brust ließ ihn den Gedanken abrupt und energisch von sich schieben. Seine Hände zitterten bereits, und er bemühte sich, wiederholt tief und ruhig durchzuatmen. Nach einigen Schritten lockerte sich die unangenehme Enge in seinem Brustkorb etwas, und er bekam die Kontrolle über seinen Körper zurück. Er musste sich zusammenreißen. Für sie.

Sein unsteter, nach Ablenkung suchender Blick fiel auf das lange, flache, ihm nur allzu vertraute Gebäude jenseits des Parkplatzes zu seiner Rechten. Er hatte sein Ziel erreicht.

Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend betrat er den Flachbau, nickte lediglich den beiden Sicherheitskräften am Eingang knapp zu – sie kannten ihn bereits und verzogen keine Miene.

So oft Liam diesen Weg schon auf sich genommen hatte, so häufig blieb ihm am Ende doch nur die ihm wohl bekannte Enttäuschung – und dennoch konnte er sich der kleinen, nichtsdestotrotz hartnäckig in seinem Herzen verbissenen Hoffnung nicht erwehren. Vielleicht würde sich heute etwas ändern. Vielleicht würde sie es heute schaffen. Vielleicht würde er an diesem Abend nicht alleine nach Hause gehen. Vielleicht …

Die Aufregung breitete sich nun immer stärker in ihm aus. Unruhig trat er von einem Bein auf das andere. Dennoch harrte er wie von ihm erwartet in der dämmrigen Kühle der riesigen Halle aus, die lediglich durch das kalte, bläuliche Licht zahlloser Monitore erleuchtet wurde. Ein permanentes elektronisches Summen ließ die Luft vibrieren, nur unterbrochen von einem gelegentlichen hohen Piepsen und dem leisen Rascheln von Stoff, das die Arbeit der Pflegerinnen verursachte.

Endlich tauchte der Doktor aus den Schatten auf und begrüßte den Wartenden wie üblich mit einem festen Händedruck.

»Liam. Was für eine Überraschung, Sie hier zu sehen.« Der Arzt gönnte sich ein kurzes, leises Lachen über seinen eigenen Witz, setzte aber sofort wieder eine ernste Miene auf.

Eigentlich durfte der Doktor sich gar nicht als Arzt bezeichnen, zumindest noch nicht: Wie alle Medizinstudenten im letzten Jahr hatte er gerade sein Praxisjahr absolviert, als sich der Vorfall ereignet hatte. Weil in der Gegend keine Ärzte verfügbar gewesen waren, hatte er die Leitung der Sammelanlage 316/42D übernommen, unterstützt lediglich von drei Krankenschwestern. Auch wenn der Doktor es niemals zugeben würde: Diese Verantwortung belastete ihn zunehmend. Das konnte Liam deutlich an den täglich dunkler werdenden Ringen unter seinen Augen, den zerzausten Haaren, dem leicht gebeugten Gang und den herabhängenden Schultern festmachen.

Auf Liams fragenden Blick hin schüttelte der Arzt bedauernd den Kopf.

»Unverändert. Allerdings befindet sie sich mittlerweile in der vorletzten Phase. Wir können gerne zu ihr.«

Liam horchte auf. Bereits die vorletzte Phase? Das hieß, sie könnte das Programm heute Abend wirklich beenden. Beenden und … frei sein. Vielleicht.

Der junge Mann versuchte gar nicht erst, seine Aufregung vor dem Doktor zu verbergen. Dafür kannte dieser ihn mittlerweile ohnehin zu gut. Der Mediziner lächelte Liam nur müde an und deutete einladend in Richtung Halleninneres, bevor er selbst vorausging.

Unzählige schlichte, metallene Liegen säumten ihren Weg. Auf jeder befand sich ein blasser, regloser Körper, lediglich bedeckt von einer dünnen, silbernen Decke. Körper, zu keiner eigenen Bewegung mehr fähig, angeschlossen an Drähte und lebenserhaltende Infusionen. Emotionslose, hohlwangige Gesichter mit geöffneten, blicklosen Augen, rasierte Köpfe, jeder durch ein Kabel mit seiner eigenen, ganz persönlichen Nemesis verbunden: einem Monitor, einem Laptop, einem portablen Kommunikationsgerät. Und in Reihe 13, Liege 42 …

»Leonie.« Liam strich liebevoll über die Wange der jungen Frau vor sich, zog die Hand jedoch im selben Moment erschrocken zurück. Ihre Haut war heiß, glühte förmlich.

Ängstlich warf er dem Arzt einen Blick zu.

»Sie hat etwas Fieber. Nichts Ernstes. Das kommt in den letzten Phasen häufig vor. Die Belastung für das Gehirn, das Nervensystem. Der Druck …«

Der Doktor deutete vage in Richtung Monitor. Dieser bildete für Herzfrequenz und Puls einen deutlich erhöhten Wert ab. Liams eigentliches Interesse galt allerdings zwei anderen Größen auf der Anzeige:

Menschlichkeit: 88 Prozent. Stufe: 8/9.

Mit einem Mal schlug sein Herz ebenso schnell wie das von Leonie. 88 Prozent! Zwei Prozent mehr, und sie wäre endlich über der Grenze!

Aufgeregt tastete er unter der Decke nach ihrer Hand und umfasste sie sanft, konnte einen weiteren, diesmal jedoch euphorischen Blick in Richtung des Arztes nicht unterdrücken. Der erwiderte ihn ungewöhnlich ernst, und Liam wusste genau, was er damit sagen wollte: Leonies Wert hatte die 80 Prozent schon mehrfach überstiegen, dennoch hatte sie es nie geschafft. Der junge Mann wusste das nur allzu genau. Gleichwohl konnte er nicht anders, als abermals Hoffnung zu schöpfen.

Fest drückte er Leonies warme Finger und starrte mit zusammengekniffenen Augen konzentriert auf den Bildschirm, bis die Zahlen vor ihm verschwammen, als könnte er deren Wert durch bloße Willenskraft ansteigen lassen.

Bereits die dritte Nacht in Folge gab es keinen Strom. Orangefarbenes Flackern erhellte die Dunkelheit, hervorgerufen durch Fackeln und Lagerfeuer, aber auch durch brennende Autos und Häuser. Schrilles Sirenengeheul übertönte laut und durchdringend das Prasseln der Flammen, die verzweifelten Schreie der Menschen auf den Straßen, die wütenden Rufe, die Schmerzenslaute. Lediglich beim wiederkehrenden Abschwellen des Warnsignals drangen bei genauem Hinhören leises Weinen, unterdrücktes Schluchzen, heiseres Flüstern und verstohlenes Rascheln durch die von Rauch geschwängerte Nacht.

Auch aus Leonies kleiner, zusammengewürfelter Gruppe kamen Laute der Verunsicherung und Verzweiflung, was die ganze Aktion nicht leichter machte. Nachdrücklich versuchte die junge Frau, insbesondere die Kinder zu animieren, still zu sein – was jedoch nur leidlich von Erfolg gekrönt war. Die Zwillinge fragten immer wieder nach ihrem verschwundenen Vater, die Kleinste weinte um ihren Stoffhasen, den sie aufgrund der ungeplanten und überstürzten Flucht zurückgelassenen hatte. Auch bei den Erwachsenen lagen die Nerven blank, zunehmende Entmutigung prägte die allgemeine Stimmung.

Als das Sirenengeheul sich vorübergehend entfernt hatte und das Schniefen der beiden Jungs allzu deutlich in der Stille widerhallte, setzte sich Leonie vor den Zwillingen in die Hocke und legte den Finger beschwörend an die Lippen.

»Pst. Ihr müsst leise sein, sonst finden sie uns.«

Die Kinder sahen sie aus großen, glänzenden Augen an.

»Wo ist Papa?«, wollten sie wissen, schoben dabei mit verschränkten Ärmchen schmollend die Unterlippen vor. Ihre Ähnlichkeit verblüffte Leonie immer wieder aufs Neue.

Sie zögerte für einen Moment ob der Lüge, die ihr gleich über die Lippen kommen würde. Kommen musste.

»Euer Papa versteckt sich woanders. Ich weiß nicht, wo er gerade ist, aber wir treffen ihn bald wieder. Versprochen.«

Wie sollte sie den Kleinen auch sagen, dass sie genau wusste, wo ihr Vater war? Dass er sich nun nicht mehr zu verstecken brauchte? Dass sie ihn niemals wiedersehen würden?

»Wieso sind die Leute böse auf uns?«, mischte sich die kleine Schwester der Zwillinge mit piepsiger Stimme ein. Ihre tränennassen Wangen glitzerten im Licht der Fackeln. »Haben wir was falsch gemacht?«

Ängstlich tastete sie nach Leonies Hand, und die junge Frau umschloss die kleinen, kalten Finger des Mädchens sanft, drückte sie für einen Moment.

»Nein«, murmelte sie leise und versuchte sich an einem aufmunternden Lächeln. »Nein, ihr habt nichts falsch gemacht.«

Euer einziger Fehler ist es, euch von den Menschen hier zu unterscheiden, fügte sie in Gedanken hinzu.

»Wir müssen weiter!«, wandte sie sich an die Umstehenden und ging einige Schritte voraus. Am Ende der Gasse wagte sie einen vorsichtigen Blick um die Ecke und musste geblendet die Augen zusammenkneifen. Vor ihr lag keine Straße mehr, sondern ein grelles, leuchtend weißes Nichts! Es gab kein Oben und Unten, und die Welt schien zu kippen. Erschrocken und Halt suchend presste Leonie ihre Handflächen gegen die Backsteinwand neben sich, atmete tief durch und zwang sich, noch einmal hinzusehen. Doch als die junge Frau die Augen öffnete, sah alles aus wie immer: Eine dunkle Straße erstreckte sich vor ihr, gesäumt von ausgebrannten Autowracks, zerschlagenen Laternen und aufgebrochenen Türen. Und, was im Moment an erster Stelle stand: eine Straße ohne Menschen.

Ratlos schüttelte sie den Kopf und gab den anderen dann ein Zeichen, woraufhin die kleine Gruppe leise und geduckt die verlassene Fahrbahn entlanghuschte.

Während sie Ausschau nach möglicherweise feindlich gesinnten Personen hielt, dachte Leonie an den merkwürdigen Vorfall zurück. Nicht zum ersten Mal in den letzten Tagen überkam sie das Gefühl, dass die Gegend sich kurzzeitig verändert hatte. Doch sicher spielten ihr ihre angespannten Sinne einen Streich. Kribbelnde Nervosität setzte sie permanent unter Strom, und sie hatte weitaus größere Angst, als sie vor den anderen – und vor allem vor sich selbst – zugeben wollte.

Wo blieben Liam und Joshua nur? Sie hatten versprochen, in spätestens einer Stunde wieder zu ihnen zu stoßen. Doch sie waren verschwunden geblieben, und Leonie fühlte sich mit der Situation heillos überfordert. Diese Leute vertrauten ihr, legten ihr Leben anstandslos und ohne jeden Zweifel in ihre Hände, sahen in der jungen Frau ihre Beschützerin, ihre Retterin – dabei würde sie am liebsten selbst weglaufen!

Sie beteiligte sich an dieser Aktion nur wegen Liam, der sich schon immer rückhaltlos für die Schwächeren eingesetzt hatte. Natürlich tat er damit das Richtige … Aber wog diese Tatsache das, was man dafür geben musste, wirklich auf? Sein eigenes Leben für das von Menschen in Gefahr zu bringen, die man noch nicht einmal kannte? Es für Fremde zu riskieren, es geradezu aufzugeben?

Ein lautes Knallen ließ die kleine Truppe zusammenfahren, das Echo hallte von allen Seiten wider. Schüsse, ganz in der Nähe! Leonie legte einen Schritt zu, sah hektisch nach links und rechts. Dabei prallte sie beinahe mit Joshua zusammen, der unvermittelt aus der Dunkelheit auftauchte.

Schlagartig wich die Anspannung aus ihr. Erleichtert seufzte sie und lächelte; allerdings nur, bis sie sah, dass Joshua alleine vor ihr stand.
Eisige Kälte umfing ihr Herz. Wo blieb Liam?

Leonie konnte am Gesichtsausdruck ihres Gegenübers ablesen, dass etwas nicht in Ordnung war, wagte jedoch nicht nachzufragen. Keine Gewissheit zu haben erschien ihr besser, als die Antwort laut ausgesprochen zu hören, die sie in Joshuas Augen bereits lesen konnte. Wortlos und

unfähig, sich zu rühren, starrte sie den jungen Mann an, während kalte Furcht von ihrem gesamten Körper Besitz ergriff.

Joshua senkte den Blick, starrte auf seine Hände. Dabei murmelte er kaum hörbar: »Leonie, dein Bruder … er …«

Nein, ich will es nicht hören!, dachte Leonie panisch. *Sei still! Sag es nicht!*

»Er … Er wurde angeschossen und …« Joshua blickte nun auf, direkt in ihr Gesicht. Die Worte waren unbarmherzig und endgültig, drangen unerbittlich wie Dolchstöße geradewegs in ihr Herz. »Leonie, dein Bruder ist tot.«

Die Welt um sie herum begann sich zu drehen. Die junge Frau spürte keinen Boden mehr unter den Füßen, hatte das Gefühl zu fallen. Blindlings fuhr sie mit der Hand am Zaun zu ihrer Rechten entlang, suchte nach Halt, bekam kühlen Maschendraht zu fassen und umklammerte ihn so fest, dass das Metall in ihr Fleisch schnitt und Blut warm und klebrig von ihren Fingern tropfte. Sie konnte nicht atmen. Nicht weinen. Entsetzen umfing ihren Körper, ihr Herz, drang in ihren Hals und ihre Lungen, nahm ihr jeglichen Sauerstoff. Keuchend sank sie zu Boden. Würgte. Und rang gleichzeitig nach Luft.

»Es tut mir so leid«, flüsterte Joshua tonlos, berührte sanft ihre Wange. »Er hat ein Mädchen gerettet. Die Kugel hätte sonst sie getroffen …«

Wütend schlug Leonie seine Hand weg.

»Hör auf! Ich will das nicht hören!«

»Leonie, er ist für eine gute Sache gestorben. Er hat das Richtige getan …«

Noch immer in den Zaun gekrallt, richtete die junge Frau sich wankend auf.

»Das ist mir egal! So was von scheißegal! Er ist tot, verstehst du? Tot!« Sie schluchzte trocken auf, ihre Augen brannten, doch noch immer kamen keine Tränen. »Er kommt nie wieder! Er ist gestorben für eine Sache, die ihn nichts angeht! Die *uns* nichts angeht!«

Joshua starrte sie erschrocken an.

»Leonie, das meinst du nicht ernst! Das hier geht uns etwas an. Diese Menschen gehen uns etwas an!«

»Nein!«, schleuderte die junge Frau ihm mit sich überschlagender Stimme entgegen.

Tief im Innern spürte sie, dass sie gleich die Kontrolle verlieren würde, dass ihre Vernunft nur noch an einem dünnen Faden hing, der unter dem Entsetzen, ihrer Wut, ihrer Qual zu zerreißen drohte. Doch das erschien ihr bedeutungslos. So wie alles nun keinerlei Bedeutung mehr besaß und nie wieder besitzen würde.

»Ich habe ihm gesagt, wir müssen gehen! Weg von hier, es ist zu gefährlich! Aber er musste sich ja unbedingt einmischen, den Helden spielen! Ihre Probleme zu unseren machen!«

Mit langsamen, wackeligen Schritten brachte Leonie Abstand zwischen sich und die Gruppe, zwischen sich und Joshuas vorwurfsvollen Blick.

»Leonie, du kannst jetzt nicht einfach gehen. Wir müssen ihnen helfen! Diese Leute brauchen uns!«

Die junge Frau schüttelte stumm den Kopf, immer schneller, immer heftiger, während sie rückwärts ging, sich Meter um Meter von der Gruppe entfernte.

Für wen hielt Joshua sich, dass er ihr vorschrieb, was sie zu tun hatte? Wer war er, dass er sich anmaßte, über Richtig und Falsch zu urteilen? Wer war er, dass er …

Ja. Wer war er überhaupt? Woher kannte sie ihn eigentlich?

Dieser Gedanke brachte Leonie für einen Moment aus dem Gleichgewicht. Sie stolperte und blieb daraufhin stehen, während sie angestrengt Joshuas Gesicht betrachtete.

Joshua … Hieß er überhaupt so? Je länger sie ihn anstarrte, seine vorwurfsvolle und zugleich so flehende Miene, desto weniger vertraut erschienen ihr seine Züge. Vor ihr stand ein Mann, den sie ebenso wenig kannte wie die Gruppe der Menschen hinter ihm, die sie nun traurig ansahen, ihr bittend die Arme entgegenstreckten. Bittend und fordernd.

Ein Schuss zerriss die Nacht und ließ Leonie zusammenschrecken. Als das wütende, mörderische Gebrüll lauter wurde, bedrohlich näher kam, fuhr sie endgültig herum und rannte, so schnell sie konnte. Sie rannte davon, weit weg von diesen Leuten, die ihr vertraut hatten und denen sie vielleicht hätte helfen können, weg von Joshua, einem ihr nun völlig Fremden, und weg von dem

riesigen Loch, dass der Verlust ihres Bruders gerissen hatte.

Doch vor diesem Loch konnte sie nicht fliehen, denn dieser schwarze, endlose Abgrund befand sich in ihr und begann langsam, aber stetig, sich mit etwas Neuem zu füllen. Weder Trauer noch Verzweiflung fluteten diese Leere, sondern abgrundtiefer und reiner Hass. Hass auf die Personen, die ihren Bruder auf dem Gewissen hatten, Hass auf die Menschen, die einfach in ihrer Welt, ihrem Leben aufgetaucht waren, weshalb alles so schrecklich eskaliert war. Vor allem aber empfand sie Hass auf sich selbst: Wie hatte sie nur so naiv sein können? Sie hatte gedacht, sie könnte etwas bewegen, etwas ändern, wenn sie fest genug daran glaubte. Und jetzt hatte sie durch ihre eigene Dummheit das verloren, was ihr auf dieser Welt am meisten bedeutete: ihren Bruder. So töricht würde sie sich nie wieder verhalten!

In ihrer Wut und ihrem Selbsthass merkte Leonie nicht, dass sie immer schneller wurde, immer weiter rannte, bis ihre Muskeln schmerzten und ihre Lungen zu explodieren drohten. Ebenso wenig bemerkte sie die Tränen, die endlich stumm und unaufhaltsam über ihre Wangen flossen, an ihrem Kinn abperlten und unbeachtet zu Boden fielen. Sie spürte nur diesen brennenden, alles verzehrenden Hass in sich, der sie auch dann noch begleitete, als sie in das grelle, weiße Nichts rannte, in das sich die Straße vor ihr verwandelt hatte.

Eine einsame Träne rann stumm Leonies Wange hinab. Der Monitor über der Liege begann hektisch zu piepen. Kurzzeitig flackerten die Werte auf dem Bildschirm unruhig auf, um dann rapide abzufallen. Menschlichkeit: 29 Prozent. Stufe: 0/9. Herzfrequenz und Puls schlossen sich den sinkenden Zahlen an, nachdem sie in den Minuten zuvor noch einen deutlich höheren Wert aufgewiesen hatten.

Plötzlich machten die Ziffern neongrünen Buchstaben Platz, die Liam von seinen zahllosen vorhergehenden Besuchen nur allzu gut bekannt waren: G A M E O V E R.

»Nein«, kam es tonlos über seine Lippen.

Ein Ladebalken tauchte auf, füllte sich langsam:

R E P E A T.

Durch den reglosen Körper der jungen Frau ging ein kurzer, heftiger Ruck, und auf dem Bildschirm erschienen die bereits bekannten Werte: Menschlichkeit: 29 Prozent. Stufe: 1/9.

»Nein … Nein, nein, nein«, stöhnte Liam, verzog gequält das Gesicht.

Sein Atem ging gepresst, und schließlich schlug er mit der Faust hart gegen das Glas des Monitors, entlud damit seinen gesamten Frust.

»Wag es nicht, du Scheißteil! Ich warne dich, ich stell' dir ein für alle Mal den Saft ab, wenn du sie nicht sofort da rauslässt!«, brüllte Liam. Wie zur Untermauerung seiner Drohung packte er den Monitor mit beiden Händen, um heftig daran zu rütteln.

Vier Betten weiter wechselte eine Pflegerin gerade eine Infusion, hielt aufgrund des Tumults jedoch inne und starrte erschrocken herüber.

»88 Prozent, du Arschloch! Sie hatte 88 Prozent! Das kannst du nicht machen!«

Außer sich griff Liam nach dem Kabel, das aus dem Monitor herausführte und in Leonies Schläfe endete. Der Doktor legte sanft die Hand auf Liams Schulter und schüttelte leicht den Kopf, als dieser in blinder Wut zu ihm herumfuhr.

»Nein, Liam. Sie wissen, was passieren würde, wenn Sie sie selbst trennen«, sagte er leise.

Die Hand um das Kabel gekrampft, hielt Liam inne. Natürlich kannte er das Schicksal all der armen Seelen, die man – aus Unwissenheit oder mit Absicht – manuell vom Programm gelöst hatte oder die einer der zahlreichen Stromausfälle unwiderruflich von der Realität abgeschnitten hatte: der Geist für immer gefangen in der virtuellen Welt, der Körper eine nutzlose, leere Hülle, zum Sterben verdammt. Und dennoch …

Er wollte, nein, er musste irgendetwas tun!

Ohne es zu merken, hatte der junge Mann seine Hand fester um das Kabel geschlossen, die Verbindung war zum Zerreißen gespannt – ebenso wie seine Nerven.

Hilflos und verzweifelt sah er den Arzt vor sich an. Dieser erwiderte den Blick ruhig, in der rechten Hand jedoch bereits eine aufgezogene Spritze bereithaltend.

»Kriegen Sie das selbst hin oder muss ich wieder nachhelfen?«, meinte der Doktor. Es waren

weniger seine Worte als vielmehr der spöttische Unterton, der Liam schließlich zum Loslassen bewegte. Die mehr als peinliche Situation vier Monate zuvor, als Leonies Fortschritt zum dritten Mal gelöscht und ihr Geist an den Startpunkt zurückversetzt worden war, stand ihm noch deutlich vor Augen: Er war völlig ausgerastet, hatte dem Arzt einen harten Faustschlag mitten ins Gesicht verpasst, und erst die zweite Beruhigungsspritze hatte ihn endgültig ausgeknockt.

»Ich ertrage das einfach nicht mehr«, stöhnte Liam und sank zu Boden. Erschöpft lehnte er den Kopf an das kühle Metallgestell des Bettes und sah nach oben. »Dieses ständige Warten, das Hoffen, die Enttäuschung, die jedes Mal noch größer ist, obwohl man es eigentlich besser wissen müsste.«

Der Doktor setzte sich neben ihn auf den Estrich und starrte ebenfalls an die dunkle Decke.

»Sie müssen ihrer Schwester vertrauen. Sie wird das schon schaffen. Manche brauchen eben etwas länger …«

Liam blickte gerade rechtzeitig zu dem Arzt, um den kurzen Anflug von Trauer auf dessen Gesicht zu bemerken. Doch der Moment ging ebenso schnell vorbei, wie er gekommen war, und Liam konnte den Mann nur für seinen ausdauernden Optimismus bewundern: Sowohl seine Verlobte als auch sein Vater befanden sich in diesem Zustand, ebenso wie grob geschätzt etwa 70 Prozent der Bevölkerung sämtlicher Industriestaaten.

»Joshua hat uns echt ganz schön verarscht«, stellte Liam resigniert fest.

»Aber hallo. Dieser miese, kleine Verräter«, gab der Doktor trocken zurück. »Hätte er doch einfach nur das getan, wofür er entwickelt worden ist.«

J.O.S.H.U.A. war ein Sicherheitsprogramm, das sich zum Leidwesen der Menschheit als intelligenter herausgestellt hatte als geplant. Ursprünglich dazu geschaffen, alle Gesichtserkennungs- und Überwachungssoftwares zu kumulieren, auszuwerten und so das größtmögliche Maß an Sicherheit zu bieten, hatte die K.I. alsbald ein unvorhergesehenes Eigenleben entwickelt.

»Joshua sollte die Menschen beschützen, nicht *auslöschen*!«

Die Verbitterung, die dieser Gedanke in Liam auslöste, saß noch immer tief. Zu seiner Überraschung vernahm er neben sich ein belustigtes Schnauben. Irritiert und mit einem Anflug von Ärger sah er den Arzt an.

»Entschuldigung«, meinte dieser schnell, als er Liams Gesichtsausdruck bemerkte. »Ich wollte nicht taktlos sein. Ich musste nur gerade daran denken, dass Joshua in seinen Augen – wenn man das von einem Programm so sagen kann – eben genau das getan hat.«

Skeptisch betrachtete Liam sein Gegenüber, das bereits zu einer Erklärung ansetzte.

»Joshua konnte auf sämtliche Informationen im Netz zugreifen und hat daraus seine eigenen Schlüsse gezogen. Nur hat er im Gegensatz zu uns in der steigenden Kriminalität und den zunehmenden Terroranschlägen eben nicht die eigentliche Gefahr für die Menschheit gesehen. Diese Dinge stellen für ihn nur Symptome dar. In Zeiten von Hungersnöten, Naturkatastrophen, Zuwanderung und Multikulturalität hat Joshua eine ganz andere Ursache für all das Leid identifiziert –«

»Schwindende Menschlichkeit?«, unterbrach Liam den Arzt und verzog das Gesicht.

Er kannte die Erklärungsversuche ihrer gegenwärtigen Situation zur Genüge, hatte zu Beginn selbst stundenlang darüber diskutiert, einen Gedanken nach dem anderen aufgenommen und wieder verworfen. Er hatte es so satt!

»Das gibt diesem Programm noch lange kein Recht, über diesen Faktor zu urteilen! Als ob sich der so einfach messen lassen würde, indem man Menschen in virtuelle Trainingslager schickt und sie dort gegen ihre schlimmsten Ängste antreten lässt. So lange, bis Entscheidungen und Verhalten dem feinen Herrn genehm sind!«

Erst mit dem warnenden Blick seines Gegenübers bemerkte Liam, dass seine Stimme schon wieder deutlich an Lautstärke zugenommen hatte, und brach ab. Er kam sich lächerlich dabei vor, auf ein Computerprogramm wütend zu sein, aber es half ihm einfach, seinem Frust Luft zu machen.

Er seufzte.

Letztendlich hatte die K.I. ihre Bewertungskriterien anhand sämtlicher durch Menschenhand erhobener Daten veranschlagt, konnte ihren Geist nur mittels der von ihnen selbst erschaffenen Zugänge zu virtuellen Welten in ihre Szenarien laden.

Es war also ein durch und durch von Menschen gemachtes Problem.

Eine Zeit lang schwiegen sie beide, der Arzt schien ebenfalls seinen Gedanken nachzuhängen. Doch Liam kam auch heute zu keinem befriedigenden Ergebnis. Denn wie man J.O.S.H.U.A.s Ansichten, Schlussfolgerungen und Methoden im Hinblick auf Richtig und Falsch auch beurteilen wollte, es änderte nichts an der gegenwärtigen Situation.

»Scheiß Situation«, murmelte Liam zerknirscht und mit finsterer Miene, ohne zu bemerken, dass er diesen Gedanken laut ausgesprochen hatte.

Der Doktor betrachtete ihn einen Moment lang irritiert, hob dann die Spritze, die er noch immer in der Hand hielt.

»Kleine Pause gefällig?«

Liam zögerte, zuckte schließlich jedoch mit den Schultern. »Klar, warum nicht.«

Wenn sie schon nicht mehr in virtuelle Welten entfliehen konnten, dann konnte er wenigstens für ein paar Stunden entspannt schlafen. Hier jedenfalls würde sich ohnehin so schnell nichts ändern.

Er streckte dem Arzt den Arm entgegen, lehnte sich zurück, schloss die Augen und träumte von einer besseren Welt.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 |
© Lisa-Katharina Hensel

***Lisa-Katharina Hensel**, Jahrgang 1989, stammt aus Deutschlands Süden. Wohl fühlt sie sich aber (fast) überall. Nach einem Jahr auf den Spuren der Samurai in Japan hat sie sich dem Studium der Medienwissenschaften gewidmet und dieses in Bonn abgeschlossen. Nebenbei sammelte sie praktische Erfahrungen in der Film- und Fernsehbranche, in der sie nun tätig ist. Von Kindheit an ist sie von den Welten in Büchern und Filmen fasziniert, insbesondere von den fantastischen und unheimlichen. Seitdem schreibt sie selbst, am liebsten Kurzgeschichten, von denen einige bereits veröffentlicht wurden.*
https://lisakatharinahensel.mozellosite.com/

IM GESPRÄCH MIT NICOLE SÄLZLE

EIN INTERVIEW VON **REINER KRAUSS**

Die Autorin Nicole Sälzle ist begeistert von Sciencefiction und aktiv im Stargate-Fandom. Darüber hinaus ist ihre eigene SciFi-Buchreihe »Der Verlorene Sektor« erschienen. Freuen sie sich auf eine spannende Buchreihe und Informationen direkt von der Autorin.

Vielen Dank für deine Zeit zum Interview. Zunächst natürlich die Frage aller Fragen: Wie kamst du zum Weltraum und der Sciencefiction?

Schon als Kind konnte ich mich für den Weltraum und die Raumfahrt begeistern. In meinem Regal standen Bücher über die Apollo-Missionen, das Space-Shuttle-Programm, die Internationale Raumstation, das Hubble-Teleskop und vieles mehr. In den Bereich der Sciencefiction rutschte ich, als ich damals den von vielen verhassten Film *Star Wars: Episode 1: Die dunkle Bedrohung* im Kino sah. Ich liebe diesen Film bis heute, und er eröffnete mir so viele unglaublich spannende Welten.

Wie ging es weiter, was macht für dich *Star Wars* aus?

Schnell schaute ich mir auch die anderen *Star-Wars*-Filme an, und als ich in der Buchhandlung den Roman *X-Wing: Kommando Han Solo* sah, stieg ich auch in die SciFi-Lesewelt ein. Ja, ich weiß, es ist im Nachhinein betrachtet ein wenig deppert, mitten in einer Reihe anzufangen, aber das Buch war gerade da, und damals hatte ich auch noch gar keine Ahnung, was in Sachen *Star Wars* so alles auf dem Markt ist. Über die Jahre hinweg sammelten sich bei mir über 200 *Star-Wars*-Bücher an und irgendwann blieb es dann nicht mehr bei *Star Wars*.

Aber bei *Star Wars* bliebst du nicht hängen. Wie kam es zum Schreiben?

Mein Interesse an *Star Wars* ist zwar weiterhin groß, und die Sammlung wuchs und wächst weiter an, doch bald galt mein Interesse auch *Stargate*. Da ich begann, für Stargate-Project.de zu schreiben, tauchte ich immer tiefer in diese faszinierende Welt ein. Neben Beiträgen für SG-P schrieb ich zudem Fan Fiction und bald auch eigene Kurzgeschichten (natürlich ebenfalls SciFi). Nach und nach kamen immer mehr großartige Filme und vor allem Serien dazu: *Babylon 5*, *Andromeda*, *Firefly*, *V – Die Besucher*, *Battlestar Galactica*, *Buck Rogers*, *Raumpatrouille*, *Eureka* … Sorry an alle Trekkies: Ich habe nichts gegen *Star Trek*, kann mit diesem Universum aber bis heute relativ wenig anfangen.

Wie kam es nun zum ersten eigenen Roman?

Vor vielen Jahren verabschiedete ich mich vom Fan-Fiction-Schreiben und begann, mich vollständig auf meine eigenen Geschichten zu konzentrieren. So manche Idee schwirrt mir durch den Kopf. Aktuell widme ich mich vor allem dem *Verlorenen Sektor*.

Für wen ist deine Reihe interessant?

Bei *Der Verlorene Sektor* handelt es sich um eine Sciencefiction-Buchreihe bzw. -serie. Die beiden ersten Bände erschienen im Jahr 2020, und Band 3

befindet sich derzeit in Arbeit. Eine genaue Anzahl von Bänden, die am Ende vorliegen werden, kann ich derzeit nicht nennen. Ich bewahre mir hier etwas kreativen Spielraum.
Der Verlorene Sektor spricht Leser an, die auf Geschichten mit Teamgeist stehen, Action lieben und sich gerne mit den Charakteren, deren (manchmal moralisch auch fragwürdigen) Entscheidungen und einer stetig wachsenden Welt auseinandersetzen. Es handelt sich um eine fortlaufende Geschichte, die derzeit auch um Kurzgeschichten erweitert wird. Dass es künftig Ableger geben wird, sobald die Haupthandlung fertiggestellt ist, ist nicht ausgeschlossen, denn es gibt zahlreiche Möglichkeiten, dieses Universum zu erkunden.

Worum geht es in der Reihe?

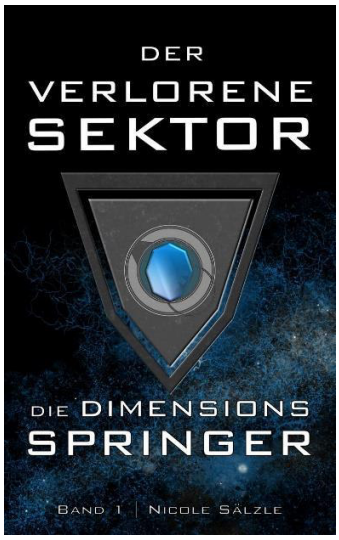
Die Handlung von *Der Verlorene Sektor* ist in einer Welt angesiedelt, in der unzählige Dimensionen – parallele Welten – existieren. Menschen mit besonderen Fähigkeiten können durch die Dimensionen reisen und sich ebenso von A nach B teleportieren. Die meisten dieser Dimensionsspringer gehören den Guardians an, einer Organisation, die die Dimensionsspringer ausbildet und verwaltet und dafür sorgt, dass das Dimensionsgefüge im Gleichgewicht bleibt.

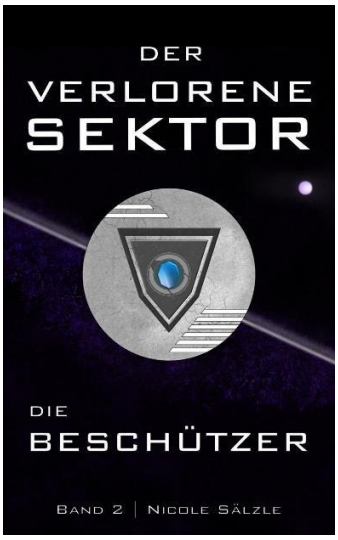
Die Leser folgen in *Der Verlorene Sektor* Kayleigh, die im späteren Verlauf der Geschichte vor allem Kay genannt wird. Sie ist ebenfalls ein Dimensionsspringer und wird von Darren gefunden und zum Guardian ausgebildet. Als Darren plötzlich verschwindet, wird Kays Welt auf den Kopf gestellt, denn sie erkennt so manche erschütternde Wahrheit.
Als sich ein alter Feind erhebt, schließt sie sich den Protectors an, einem Team, das von Darren im Geheimen ins Leben gerufen wurde, um das zu tun, worin die Guardians versagt haben. Gemeinsam gehen sie gegen die feindliche Armee vor, wenngleich sie dieser zahlenmäßig weit unterlegen sind und wissen, dass sie jeder Einsatz das Leben kosten kann.

Wo kann man die Romane beziehen?

Die Romane können zum einen über Amazon für den Kindle bezogen werden. Die Printausgabe verfügt über eine ISBN und ist überall dort erhältlich, wo Bücher gekauft werden können, so auch im stationären Buchhandel, den ich immer sehr gerne unterstütze, wenn ich selbst Bücher kaufe.

Wir wünschen weiterhin viel Freude beim Schreiben und uns viel Vergnügen beim Lesen.





Bisher erschienen:

Bd. 1 ***Die Dimensionsspringer***
Taschenbuch, 390 Seiten, 12,99 €
ISBN: 978-3-75198-426-3

Bd. 2 ***Die Beschützer***
Taschenbuch, 384 Seiten, 12,99 €
ISBN: 978-3-75268-601-2

Auch erhältlich als E-Book
© Foto S. 41, Cover S. 42: Nicole Sälzle
Mehr Infos: https://www.verlorener-sektor.de

IM GESPRÄCH MIT SEBASTIAN SCHAEFER

EIN INTERVIEW VON **JANA HOFFHENKE**

Hallo Sebastian, da sind wir wieder, dritte Runde. Gerade ist dein neues Buch *Des toten Manns Kiste* erschienen. Magst du uns kurz erzählen, worum es im Kern geht?

Unglaublich, nicht wahr? Die dritte Runde, und wir können beide noch stehen.
Nein, wirklich, ich freue mich sehr, dass auch mein neuer Roman wieder im Eridanus Verlag erscheint. Wenn man einmal Blut geleckt hat …
Des toten Manns Kiste ist wieder eingebettet in das Universum, in dem schon seine beiden Vorgänger *Der letzte Kolonist* und *G.O.T.T.* ihre Geschichten erzählen.
Ich würde sagen, dass es in meinem neuen Werk noch einmal eine Spur epischer wird. Es geht um Legenden und ihre Helden, Entscheidungen, Mut, Hoffnungen, Selbstfindung, Aufopferung und Liebe. Wir durchstehen sagenhafte Abenteuer und Kämpfe, Schlachten und Krieg vor fantastischer und in funkelndes Sternenlicht und bedrohlich fackelnde Schattenwürfe getauchter Kulisse.
Wir entdecken erneut fremdartige und faszinierende Orte, Kulturen und Technologien, erleben ganz unterschiedliche Charaktere, von denen nicht jeder unbekannt sein mag, und erkennen mit ihnen, dass alles seinen ganz eigenen Platz und seine individuelle und gewichtige Bedeutung im großen Ganzen des Daseins hat.

Verbindest du mit den Themen Piraten und Sciencefiction, die du in diesem Buch miteinander verknüpfst, vielleicht insgeheim zwei deiner Kindheitsträume? Quasi Schätze suchen im Weltall?

Zugegeben, damals habe ich schon so manches Schiff gekapert und neben dem Säbel auch erfolgreich die Laserkanone geschwungen und den Weltraum unsicher gemacht. Es wäre niemals eine Frage gewesen, ob Greedo oder ich zuerst am Zug war. Aber ob das und alles andere letztlich nur die Träume meiner Kindheit waren? Wenn ich heute im Sternenmeer versinke und durch seine unendlichen Weiten tauche, dann erfüllt sich eine tiefe Sehnsucht, die ich auch dann empfinde, wenn ich auf die wogende See blicke: Die Suche nach Verborgenem, das Wissen um versunkene Geheimnisse, das Erahnen vom Wertvollem und Kostbarem, das eigene Teilhaben an Dingen von Bedeutung.
Das, was man jeden Tag und ohne Anstrengung erblickt und was man nicht als etwas schätzt, das man erst ergründen, ja, sich vielleicht erst verdienen muss, verliert sich leicht in scheinbarer Belanglosigkeit. Das Leben ist voller Wunder und Schätze – also Anker lichten und Segel setzen!

Wie behältst du selbst die Übersicht über all die Welten, Wesen und Charaktere? Hast du irgendwo ein geheimes Weltenlexikon?

Tatsächlich habe ich das gegenwärtig (noch?) nicht. Wie der Leser habe ich meine Bücher und darüber hinaus noch einen recht ansehnlichen Wust von sehr bild- und lebhaften Gedanken, Erinnerungen und Ideen, die sich gedeihlich sprießend um mein eigenes, höchstpersönliches Universum spinnen. Manchmal überrasche ich mich selbst mit Zusammenhängen und staune über die Schicksale, Wesen oder Dinge, die ich beschreiben darf. Gerade auch die Gepps sind immer wieder für eine Überraschung gut.
Vielleicht ist es einfach irgendwann einmal an der Zeit, die Bibliotheka Ultima aufzusuchen, um zu prüfen, was von alledem dort vielleicht schon in ihren vakuumisierten Folianten, blitzenden Datenspiegeln, Holographen oder Erinnerungsstiften sorgsam katalogisiert und hinterlegt ist.

Müsstest du der von dir erschaffenen Weltenkreation einen griffigen Namen geben, welcher wäre das?

Das ist gar nicht so einfach, da meine Romane ja ganz mit Absicht zwar eine ansehnliche Reihe von Protagonisten aufweisen, aber keiner von ihnen eine so hervorgehobene Position einnimmt, dass sie gänzlich überwiegt und sich vor diesem

Hintergrund als eindeutiger Namensgeber oder auch nur Taufpate auszeichnen müsste oder sollte. Wenn du selbst einmal überlegst: Welcher der Akteure spielt denn in deinen Augen die wichtigste Rolle? Läuft er auf zwei oder auf vier Beinen? Hat er noch Fleisch auf den Knochen? Fliegt er vielleicht fröhlich zwitschernd durch die Luft und bezirzt die Realität? Ich zitiere mich einmal selbst: *Alles, was geschieht, ist wichtig, denn es gehört dazu.*
Letztlich denke ich für meinen Teil, dass am passendsten und geeignetsten der *Kolonisten*-Zyklus ist. Es ist seine, es ist ihre Welt und ich bin dankbar und froh, dass ich von ihr erzählen darf.

In deinem neuesten Buch finden wir auch zwei Sprachen, die man nicht so ohne weiteres versteht. Bei Herrn Röslers Einsen und Nullen lässt sich für engagierte Leserinnen und Leser natürlich eine Übersetzung herausfinden, aber was ist mit den Geistfressern? Ist das tatsächlich eine von dir erfundene, logisch aufgebaute Sprache oder nur Kauderwelsch? Oder bist du schon echten Geistfressern begegnet und hast sie von ihnen erlernt?

Die erste Frage ist ja eigentlich bereits, ob Herr Rösler selbst Binär versteht, da er, wie es Großmeister Techler in *G.O.T.T.* ausdrückte, *sinnlich-organisch Benachteiligter* ist und eben auch keine Ohren hat …
Die Sprache der Raan oder Geistfresser, wie man sie auch nennt, verstehe ich selbst nur zum Teil. Ich kenne einige Worte und Redewendungen und kann mich daher bei Bedarf ganz gut mit ihnen verständigen, aber um ehrlich zu sein, vermeide ich Begegnungen mit ihnen nach Möglichkeit. Außer, dass wir gemeinsame Bekannte haben, verbindet uns nicht viel. Einen guten Tag wird dir kein Geistfresser wünschen. Wenn du dich gut mit ihnen stellen oder einfach nur wieder heil und in einem Stück nachhause willst, versuche es mit »Fo tun zek bon raan.«

Du hast bisher Sciencefiction bzw. Fantasy geschrieben bzw. veröffentlicht. Könntest du dir vorstellen, auch einfach mal ein völlig anderes Genre auszuprobieren? Thriller, Liebesroman, Krimi zum Beispiel?

Warum nicht? Alles hat schließlich seine Zeit. Für mich liegt gegenwärtig wohl der besondere Reiz bei Fantasy und Sciencefiction darin, dass ich in diesen Genres an weniger Vorgaben gebunden bin und einfach mehr erschaffen kann. Es bleibt nicht bei Personen und Handlungen, die ich mir ausdenke und an bekannten oder zumindest vertrauten Orten platziere. Ich erträume ganze Welten, so schillernd und so bunt, wie ich möchte, und bringe sie zu Papier, wie es mir gefällt und in meinen Augen richtig ist. Das ist großartig. Aber wie es etwa auch bei den beiden Anthologien *Fast menschlich* und *Alien Contagium* im Eridanus Verlag war, bei denen ich mitgewirkt habe: Wenn ich etwas finde, wenn man mir ein Thema gibt, das mich motiviert und anspricht, dann bin ich fix dabei, ein Szenario zu kreieren und auszufeilen. Das können Thriller und Krimi sein, Grusel oder Horror und durchaus genauso ein Liebesroman. Schließlich bin ich ja auch noch mit Leib und Seele Pen & Paper-Spielleiter und -Spieler UND ein hoffnungsloser Romantiker.

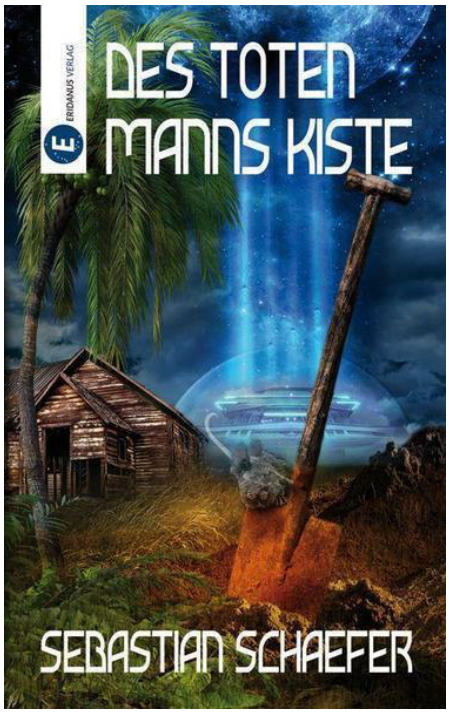
Man sagt, Autor zu sein, sei ein einsamer Job. Manche sagen sogar, ohne das geht es gar nicht. Empfindest du das auch so?

Vielleicht ist das nicht bei jedem der Fall, ich möchte das nicht ausschließen, aber auf mich trifft das zu. Wenn ich schreibe, dann tue ich das alleine. Ich erzähle nicht von Inhalten, bespreche und diskutiere nichts. Ich bin im Grunde auch viel zu eigen, um mir in mein Schaffen hineinreden zu lassen. Ich schreibe und beschreibe meine eigene Wahrheit. Ich teile sie auch, wenn die in mir heranwachsenden Welten schließlich Geschichten geworden sind, aber dann sind sie da und so, wie ich sie als gut und richtig empfinde. Ich habe schon einige Male gesagt, dass man mich versteht, wenn man meine Bücher versteht. Ab und zu, wenn ich mit einer Leserin oder einem Leser über Passagen, einen Absatz hier oder ein Detail dort rede, dann teilen wir sehr schöne gemeinsame, manchmal intime Momente, in denen das so ist. Jedoch habe ich zwar wie sie oder er meine Worte gelesen, aber sie oder er haben sie nicht gemeinsam mit mir erdacht und geschrieben. Hier bin ich alleine und

für mich, in meinem geheimen Raum, in dem mich nur eine Wju wissend anlächelt oder ich das Gepp neugierig schnüffeln höre. Das ist sehr schön, aber eben auch sehr einsam.

Was liest denn ein Sciencefiction-Autor in seiner Freizeit? Gibt es vielleicht von dir einen *Muss-man-gelesen haben*-Buchtipp?

Du meinst wahrscheinlich abgesehen von meinen Büchern, nicht wahr? Nun, ich muss gestehen, dass ich zu den Autoren gehöre, die selbst sehr wenig lesen. Früher habe ich das viel mehr getan, aber mittlerweile verbringe ich meine Mußestunden eher damit, über eigene Erzählungen zu sinnieren. Wenn ich aber eines auswählen müsste, dann vielleicht immer noch *Der kleine Hobbit* von J. R. R. Tolkien in der Deutschen Erstausgabe, die ich selbst als Kind lesen durfte und die mich tief beeindruckt hat. »In einer Höhle in der Erde, da lebte ein Hobbit.« Wahre Schätze ruhen halt in verborgenen Tiefen – vergraben in der Erde, versunken im Meer oder auch verborgen in den sternenverhangenen Weiten des Alls. Erinnerst du dich, wo die Wjui das Licht der Welt erblicken?



Eridanus Verlag
Taschenbuch, 420 Seiten, 14,90 €
ISBN: 978-3-94634-831-3
Auch erhältlich als E-Book

Ihr seht nur einen Teil des großen Ganzen, doch immer und überall brennt das Große Feuer

Die Raumstation *Nadel* schwebt als hellstrahlendes Zentrum im seit Jahrhunderten unberührten *Dunklen Garten*. Aber wo es Licht gibt, gibt es Schatten und das, was lange unbemerkt in der Finsternis heranwuchs, erhebt sich, um mit gnadenloser, Jahrtausende alter Wut über eine arglose Welt herein-zubrechen.

In *Des toten Manns Kiste* verbinden sich in den glitzernden Weiten des unendlichen Alls und der geheimnisvollen Glut der Ereignisse die Schicksale von 14 faszinierenden Akteuren miteinander. Jeder von ihnen muss seine eigene unvermeid-bare Wahl treffen und bestimmt damit, ob er dunkle Geschichte schreibt oder glanzvolle Legende wird.

Nach dem Initial-Roman *Der letzte Kolonist* (nominiert für den Phantastikpreis der Stadt Wetzlar und den Deutschen Science-Fiction-Preis 2019) und dem SF-Spektakel *G.O.T.T.* präsentiert Sebastian Schaefer eine weitere Episode seiner Space-Opera rund um den grausamen Kult von Aszlil, die unsterblichen Wjui und die am Rad des Schicksals drehenden Gepps.

IM GESPRÄCH MIT DR. BOLZE

EIN FIKTIVES INTERVIEW VON **SARAH LUTTER**

»Herr Doktor Bolze, Herr Doktor Bolze!«
»Wer hat Sie denn reingelassen?«
»Ich komme vom Weltenportal *und soll ein Interview für Ihre Imagekampagne führen.«*
»Image? Hier geht es um kranke Wesen, da kommen Sie mir mit Image?«
»Aber Sie wollen doch, dass die Wesen wissen, dass es Sie gibt und dass Sie jederzeit bereit sind, sie unter den richtigen Voraussetzungen aufzunehmen?«
»Touché. Stellen Sie Ihre Fragen, aber fassen Sie sich kurz. Der nächste Patient wartet schon.«

In Zeiten des Fachkräftemangels, wie garantieren Sie Ihren Patienten das bestmögliche Pflegepersonal?

Das Pflegepersonal im geheimen Sanatorium sind Heinzelmännchen und Heinzelweibchen. Für Angehörige des Heinzelvolks ist das geheime Sanatorium quasi der Topjob. Bei uns müssen sie sich nicht verstecken, sondern können offenen Kontakt zu den Patient:innen pflegen.
Entsprechend begehrt ist eine Stelle im geheimen Sanatorium. Darum haben wir stets eine sehr große Auswahl an Bewerber:innen.

Welches Patientenschicksal hat Sie am meisten berührt?

Diese Frage kann ich so gar nicht beantworten. Jeder Patient hat seine ganz eigene Geschichte. Solche Schicksale lassen sich nicht in eine Reihenfolge einordnen. Am schlimmsten finde ich es immer, wenn Wesen mehr leiden als leben. Mir ist bewusst, dass man seelischen Schmerz nicht einfach fortwischen kann, aber es ist mein Ziel, neue Perspektiven aufzuzeigen, damit das Leben trotzdem wieder lebenswert erscheint.

Sie wollen Ihren Patienten helfen. Warum verstecken Sie sie?

Das geheime Sanatorium ist ein Schutzraum für unsere Patienten. Fantasywesen müssen sich beziehungsweise ihre besonderen Fähigkeiten ohnehin vor den Menschen verstecken. Das stellt oft eine große Belastung dar. Bei uns brauchen sie sich darum nicht selbst kümmern und können sich ganz auf ihre individuellen Belange konzentrieren.

Welche Patienten würden Sie nicht aufnehmen?

Eigentlich nur Menschen ohne magische Fähigkeiten. Ansonsten ist mein geheimes Sanatorium für alle Wesen gerüstet. Die zahlreichen Stockwerke mit ihren weit verzweigten Gängen und unterschiedlichen Räumen bieten die Möglichkeit, auch ungewöhnliche und sogar sehr gefährliche Wesen so unterzubringen, dass sie niemandem schaden. Zu meinen Patienten gehörten beispielsweise schon eine Drud, ein kannibalistischer Physiomorph, Werwölfe … Grundvoraussetzung ist allerdings, dass sie auch wirklich zu einer Therapie bereit sind. Das mag vielleicht seltsam klingen, aber tatsächlich haben schon oft genug Fantasywesen ohne Interesse an einer Therapie versucht, sich in mein geheimes Sanatorium einzuschleichen.

Welche Fähigkeit Ihres Faktotums lässt Sie beruhigt schlafen?

Boris Horowicz ist ein Schlüsselmetamorph, das bedeutet, er kann seinen Zeigefinger in jeden benötigten Schlüssel verwandeln. Damit hat er auch die Schlüsselgewalt über die Eingangstür. Niemand außer ihm kann sie öffnen. Ich kann also sicher sein, dass sich keine ungebetenen Gäste Zutritt ins geheime Sanatorium verschaffen und dass Patienten nicht ohne Weiteres hinausgehen. Die wenigen unerfreulichen Ausnahmen lassen

mich nicht an den Fähigkeiten meines Faktotums zweifeln!

Welches ist die lustigste Begebenheit mit einem Patienten?

Auch hier ist es schwer, eine klare Antwort zu geben. War es Fyads erste Stunde beim Ausgleichssport mit den Walküren? War es die Jagd der Heinzelmännchen und -weibchen auf ein Schwein? Vielleicht auch manche Begebenheiten mit dem Werpudel Colin oder dem Irrlicht Wallace? Ich kann es wirklich nicht sagen. Für Außenstehende mag es vielleicht seltsam klingen, aber in einem Sanatorium gibt es unglaublich viel zu lachen. Psychische Erkrankungen bedeuten ja nicht, dass jeder Sinn für Humor verloren gegangen ist.

Durch das Format der *Reality Soap* sind Ihre Behandlungsmethoden einem größeren Publikum zugänglich. Was sollen die Zuschauer hieraus mitnehmen?

Ich möchte einem großen Publikum zeigen, dass man mit psychischen Problemen nicht alleine ist. Jeder kann davon betroffen sein, sogar Vampire, Werwölfe oder gar der Tod. *It´s okay not to be okay*. Oftmals ist auch gar nicht der Patient krank, sondern die Gesellschaft, in der er lebt.

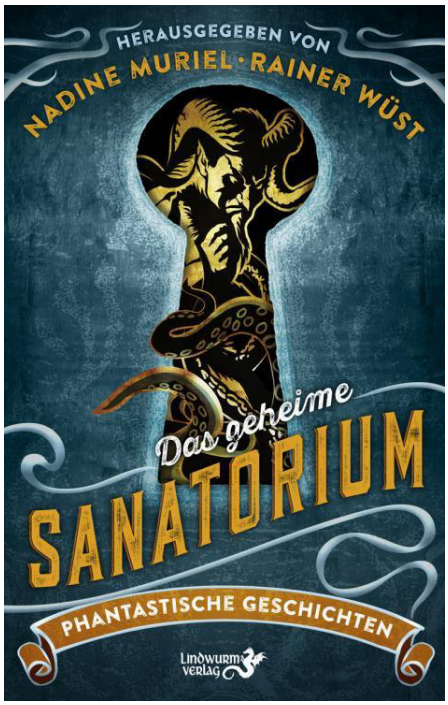
Was wollen Sie in Ihrem Job nicht missen?

Jeden einzelnen Tag!

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Doktor Bolze.

Herr Doktor Bolze geht festen Schrittes zu seinem Behandlungszimmer.

Wohin wendet sich ein Werwolf, wenn er eine Blutphobie hat? Wo lassen sich Untote bei Problemen mit ihrer neuen Daseinsform beraten? Wo nimmt man eine liebreizende Drud ernst? Natürlich im geheimen Sanatorium! Verborgen in den Karpaten befindet sich in einem unterirdischen Labyrinth eine Psychiatrie für Fantasywesen. Doch der Alltag ist dort keineswegs nur durch Therapiesitzungen geprägt! Im geheimen Sanatorium werden Verbrechen aufgedeckt, gibt es Liebeleien und Querelen, entstehen Freundschaften zwischen den aberwitzigsten Kreaturen ... 10 Autoren erzählen in 13 miteinander verknüpften Episoden von phantastischen Abenteuern zwischen Therapieraum und Salzsteinoase. Entschlüsseln Sie mit uns die verborgenen Winkel der Psyche!



Lindwurm Verlag
Paperback, 250 Seiten, 14,00 €
ISBN: 978-3-947869-532-3
Auch erhältlich als E-Book

Redaktioneller Hinweis: Dieses fiktive Interview wurde mit der Herausgeberin Nadine Muriel geführt.

IM GESPRÄCH MIT CHRISTOPH GRIMM

EIN INTERVIEW VON **SARAH LUTTER**

Nach *Fast menschlich* und *Dunkle Rituale* folgt nun *Alien Contagium*. Wie wählst du die Themen für deine Anthologien?

Die große Stärke einer Anthologie liegt in der Gratwanderung zwischen Harmonie und Abwechslung. Ich suche einerseits nach Themen, die viele Menschen ansprechen – wer fragt sich nicht, wohin die Entwicklungen künstlicher Intelligenzen geht oder ob wir allein im All sind? –, aber andererseits sehr unterschiedliche Geschichten erlauben.

Was ist für dich schwerer: selbst zu schreiben oder eine Anthologie zusammenzustellen?

Als Herausgeber stehe ich nur vor dem literarischen Äquivalent eines Büffets. Ich würde sagen, selbst zu kochen ist schwieriger als zu konsumieren.

Was muss eine Geschichte haben, damit du sie für eine Anthologie in Erwägung ziehst?

Ein Text muss eine handwerkliche Grundgüte haben, damit er in die engere Auswahl kommt. Wichtig ist mir jedoch eine frische, originelle Herangehensweise. Bei jedem Thema – ob nun Rituale, Androiden oder Erstkontakt – sind manche Ideen naheliegend. Einige Einsendungen, die für sich genommen gut klangen, habe ich bei der Zusammenstellung nicht berücksichtigt, weil sie sehr bekannten Geschichten zu ähnlich sind oder verhältnismäßig oft variiert werden.

Wie wichtig ist dir Realismus in den Geschichten?

99,9% aller SF-Geschichten sind mehr oder weniger unrealistisch. Auch wenn mich Hard SF – beispielsweise die Romane von Andy Weir, Kim Stanley Robinson und Brandon Q. Morris – oder vorstellbare Entwicklungen unserer Zukunft besonders reizen, ist in erster Linie wichtig, dass die Welt der Geschichte schlüssig ist. Dafür braucht es Regeln. In der Fantasy darf Magie nicht alles können, in der Sciencefiction darf Technik nicht alles ermöglichen. In *Star Trek* akzeptiere ich, dass Captain Kirk gebeamt werden kann – aber nicht, dass er das von sich aus oder über unbegrenzte Distanzen kann. *Der Herr der Ringe* wäre sicher weniger spannend (und umfangreich), hätte Gandalf nur zweimal mit dem Finger schnippen müssen, um den Ring in die Lava zu verfrachten.

Was ist die lustigste Anekdote bei der Entstehung von *Alien Contagium*?

In einem Forenthread wurde die gut sichtbare, entblößte Po-Falte eines weiblichen Hinterteils auf einem SF-Cover diskutiert. Generell werden in der Genre-Literatur verhältnismäßig oft leicht bekleidete Damen auf die Cover gehievt – fast schon öfter, als das All zu sehen ist. Ohne dies explizit an meinen Coverdesigner Detlef Klewer herangetragen zu haben, wünschte ich mir ein Bild, auf dem ein »Covermodel« auf jeden Fall adäquat für eine Erstkontakt-Mission gekleidet ist.

Hat man als Herausgeber in der jeweiligen Anthologie eine Lieblingsgeschichte?

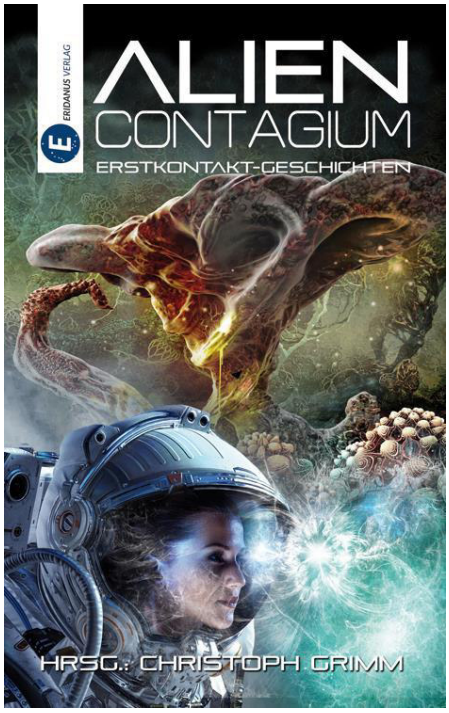
Nein. Manche Autor:innen sind handwerklich versierter als andere, doch mein Gefallen finden alle ausgewählten Geschichten – aus verschiedenen Gründen. Ich möchte einen Vergleich zur Musik ziehen: Mit welcher (objektiven!) Begründung sollte ich Songs von den Beach Boys, Adele, Miles David, Deep Purple, Ed Sheeran, Sepultura, Phil Collins und Meat Loaf gegeneinander bewerten?
Als Herausgeber überlege ich mir eher, welche Stücke in einem Gesamtwerk – der Anthologie – Sinn ergeben, sich trotz ihrer Unterschiedlichkeit ergänzen und nebeneinander harmonieren.
Um es wieder in Songs auszudrücken: *Wouldn't it be nice* passt auf einem Sampler nicht so wirklich neben *Roots bloody roots*. Dann doch eher *Another day in paradise, Rollin' in the deep* neben *Dust in the wind*, oder?

In *Alien Contagium* geht es um den ersten Kontakt mit Außerirdischen. Was wäre dein erster Satz an einen Außerirdischen?

Ich bin fest davon überzeugt, dass Neil Armstrong seinen berühmten »Ein kleiner Schritt …«-Satz monatelang vor der PR-Abteilung der NASA aufsagen musste, ehe er ihn auf dem Mond zum Besten geben durfte. Wem würden in so einem Moment diese eleganten Worte einfallen? Vermutlich wäre meine spontane Äußerung so etwas wie »Holy guacamole«, »Fuck« oder »Aaaaah!«. Sollte ich mich vorbereiten können, wäre es wahrscheinlich etwas in der Richtung »Wir sind noch jung. Habt Geduld.«

Wenn du einen Pitch für *Alien Contagium* schreiben müsstest, wie würde dieser lauten?

Hier verweise ich doch gerne auf den Klappentext.



Eridanus Verlag,
Taschenbuch, 430 Seiten, 14,90 €
ISBN: 978-3-94634-833-7
Auch als E-Book erhältlich

Sind wir in diesem gigantischen Sternenmeer allein?

Welches Leben mag sich wohl in den Weiten des Universums entwickelt haben? Existiert irgendwo ein kompletter Zwilling unserer Spezies? Sind sie, wie wir einst waren oder möglicherweise sein könnten? Oder sind sie vollkommen anders als das, was wir als vermeintlich intelligente Lebensform erfassen können?

Wie könnte eine erste Begegnung stattfinden – und was würde sie für uns, aber auch für die gesamte Menschheit verändern? Sind Außerirdische vielleicht sogar schon lange unter uns?

23 Autorinnen und Autoren haben ihrer Inspiration freien Lauf gelassen und erzählen von erstaunlichen, bewegenden, humorvollen, aber auch beängstigenden Begegnungen der Dritten Art.

Mit Geschichten von Maximilian Wust | Frank Lauenroth | Erin Lenaris | Sven Haupt | Carolin Lüders | Ralph Sander | Anastasiya Maria | Manuel O. Bendrin | Anna Mai | Maximilian R. Herzig | Sylvia Kaml | Helen Obermeier | Detlef Klewer | Anna Eichenbach | Nob Shepherd | Michael Erle | Tatjana Stöckler | Michael G. Spitzer | Sebastian Schaefer | Galax Acheronian | Nele Sickel | Renée Engel | Christoph Grimm

PORT

JULIANE BUSER GRAFIKDESIGN

@julianebusergrafikdesign www.jb-grafikdesign.de @julianebuser_grafikdesign

FOLIO

Juliane Buser

Grafikdesignerin, Bloggerin, Bücherwurm

... ist seit März 2019 nebenberuflich Grafikdesignerin und gestaltet Cover sowie (Grafiken für) Werbemittel. Auch wenn Fantasy und Romance ihre „Steckenpferdgenre" sind, schaut sie sehr gerne über den Tellerrand hinaus - jede belletristische Richtung ist willkommen.

Alles begann mit ihrer Liebe zu Büchern und dem daraus entstandenen Blog „Plüm's Weltenarchiv". Um einmalige Bilder für Social Media zu erschaffen, nutzte sie zunächst einfache Bildbearbeitungsapps. Doch im Laufe der Zeit reichte ihr dies nicht mehr. Eine professionellere Alternative bot dann schlussendlich das Programm Photoshop, in welches sie sich „Learning by Doing" einarbeitete.

Mittlerweile arbeitet sie erfolgreich sowohl mit Selfpublisher*innen als auch mit einigen Verlagen zusammen.

SOLANGE DAS
HERZ
SCHLÄGT, IST ES
NICHT
AUSSICHTSLOS!

SIE IST JUNG.
SIE IST STARK.
SIE GIBT NIEMALS AUF.

Trotz ihrer Jugend gehört die 19-jährige Eowyn zu den Besten im angesehenen Orden der Jägerinnen. Als sie den Auftrag übernimmt, zwei Männer aus der Universitätsstadt Xinda sicher ins Nachbarreich zu geleiten, ahnt sie nicht, dass sie damit plötzlich selbst zur Gejagten wird.
Ein Gegner, gegen den nicht einmal Eowyn zu bestehen vermag, heftet sich unaufhaltsam an ihre Fersen. Doch welche Ziele verfolgt er und wie hängen die Ereignisse mit dem gnadenlosen Überfall zusammen, der Eowyn vor Jahren aus ihrer eigenen Heimat vertrieb?

I
DAS ERWACHEN DER JÄGERIN
EOWYN
ELVIRA ZEISSLER

ELVIRA ZEISSLER

EOWYN

DAS ERWACHEN DER JÄGERIN

EINE NEUE FANTASY-SAGA BEGINNT ...

Eowyn ist erst 14, als gnadenlose Fremde ihr Heimatdorf überfallen und sie zur Flucht gezwungen wird. Gestrandet in der Fremde, von ihrer Heimat durch einen undurchdringlichen Nebelwall getrennt, kämpft Eowyn mit aller Kraft ums Überleben – und darum, nie zu vergessen, wer sie im Herzen ist.

ELVIRA ZEISSLER

lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern in der Nähe von Köln. Seit über 20 Jahren schreibt sie mit großer Begeisterung fantastische und gefühlvolle Geschichten, die ihre Leser die Welt um sie herum für eine Weile vergessen lassen.
Ihre Romane erscheinen als Taschenbuch, eBook und Hörbuch.

Weitere Informationen unter
www.elvirazeissler.de

JENNY VÖLKER

ist der festen Überzeugung, auch wir Großen wollen fantastische Abenteuer erleben, auf einem Drachen durch die Lüfte sausen und ein geheimes Portal entdecken. Deshalb schreibt sie Märchenromane für Erwachsene. Wenn sie nicht in ihren eigenen Welten versinkt, backt sie mit ihrer Familie oder geht wandern, immer auf der Suche nach neuer Inspiration.

STELL DIR VOR, DIE GÖTTER SPIELEN EIN SPIEL UND DU GERÄTST ZWISCHEN DIE FRONTEN.

Elli ist Archäologin und gräbt wie jeden Sommer in Delphi aus. Im Zuge dessen findet sie eine kleine Statue der griechischen Göttin Athena, die sich seltsam leicht anfühlt. Kurz darauf überschlagen sich die Ereignisse. Ein geheimnisvoller Gutachter taucht auf, der eigene Interessen zu verfolgen scheint, seltsame Stimmen sind zu hören und plötzlich steckt Elli mitten in einem unerklärlichen Abenteuer.
Kann sie dem fremden Mann trauen? Wo ist sie hineingeraten? Und was haben die griechischen Götter damit zu tun?

Die antike Götter-Trilogie voller Magie, Liebe und Sehnsucht vor der malerischen Kulisse Griechenlands. Begleite Elli auf ihrem mysteriösen Abenteuer und finde heraus, was es mit dem rätselhaften Gutachter, dem außergewöhnlichen Fund und den überlieferten Mythen auf sich hat.

GEFUNDENE LIEBE
GÖTTER FLÜSTERN
JENNY VÖLKER

JENNY VÖLKER

GÖTTER FLÜSTERN

"SPIEL? WAS MEINST DU DAMIT?"
"DIE GÖTTER SPIELEN IMMER SPIELE, ELLI, UND WIR SIND GERADE MITTEN IN EINEM DRIN."

GEFUNDENE LIEBE

B.E. PFEIFFER

war schon immer ein Bücherwurm und liebte es, sich Geschichten auszudenken. Nach einem Wirtschaftsstudium arbeitet sie hauptberuflich eher mit Zahlen. Trotzdem entflieht sie, so oft es geht, der Realität und arbeitet an neuen fantastischen Welten. Mit ihren beiden Kindern und ihre Mann lebt sie im idyllischen Baden bei Wien.

ICH HABE DAS CHAOS SO LANGE BEKÄMPFT.
JETZT BIN ICH EIN TEIL DAVON GEWORDEN.

Seth kämpft als mächtigster Krieger des Sonnengottes täglich gegen das Chaos, das die Welt der Götter und Menschen bedroht. Er denkt, dass Layla, die Halbgöttin und Tochter des Götterkönigs, ihm dabei helfen kann.
Layla ist wie Seth ein Außenseiter unter den Göttern, aber ihre Macht ist einzigartig. Trotzdem wird sie nie wirklich zur Götterwelt gehören. Nur bei Seth fühlt sie sich wohl.
Sie fühlt sich immer stärker zu ihm hingezogen. Doch Seth wehrt sich gegen die Gefühle, denen er sich nicht hingeben darf. Zum einen, weil seine Zuneigung sie in Gefahr bringt. Zum anderen, weil er fürchtet, dass Layla hinter sein Geheimnis kommen könnte.
Denn Seth ist längst nicht mehr der, der er einmal war. Die Chaosmagie, die er eigentlich bekämpft, flüstert ihm schon länger zu, dass sie all seine Wünsche erfüllen kann. Und Seth weiß nicht, wie lange es ihm noch gelingen wird, sich gegen sie zu wehren ...

B. E. PFEIFFER

GODS OF EGYPT
CHAOS MAGIE

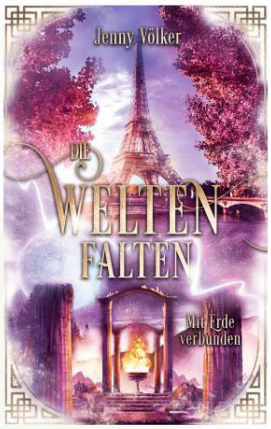
GODS OF EGYPT

B. E. PFEIFFER

CHAOSMAGIE

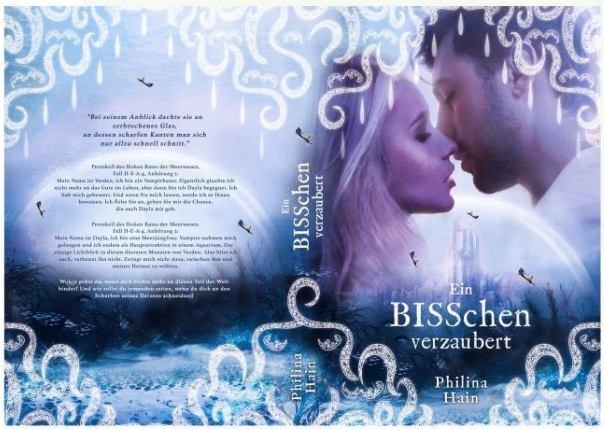
ICH SEUFZTE TIEF UND BERÜHRTE MEINE LIPPEN MIT DEN FINGERSPITZEN. IMMER NOCH KONNTE ICH DAS PRICKELN SPÜREN, DAS SETH IN MIR AUSGELÖST HATTE. ICH SCHLOSS DIE AUGEN. DU BIST EINE NARRIN, DACHTE ICH BITTER. ES WIRD DIR DAS HERZ BRECHEN, WENN DU DICH IN IHN VERLIEBST.

ELVIRA ZEISSLER
EINE KRONE AUS STROH UND GOLD
SAMMELBAND

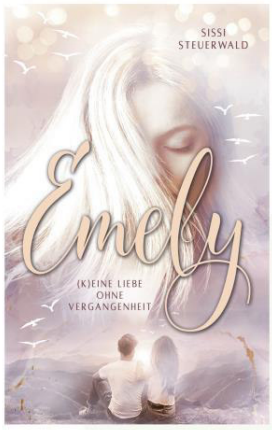

Jenny Völker
Die Welten Falten
Mit Erde verbunden

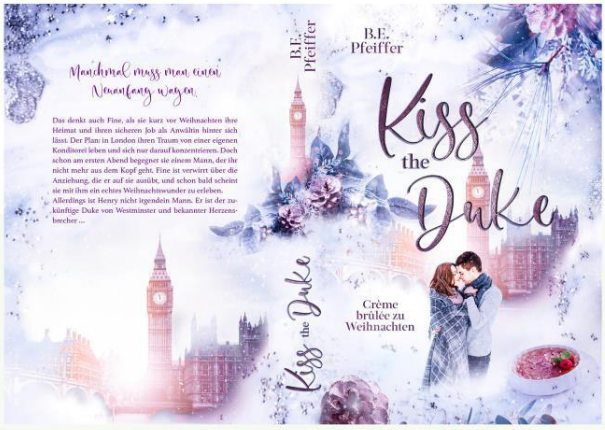
BETTINA AUER
Meereswind und Wüstensand
VERRATEN

Gold Röschen
Jenny Völker

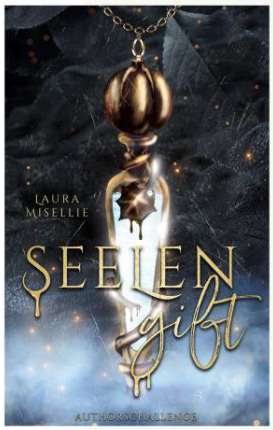

Ein BISSchen verzaubert
Philina Hain

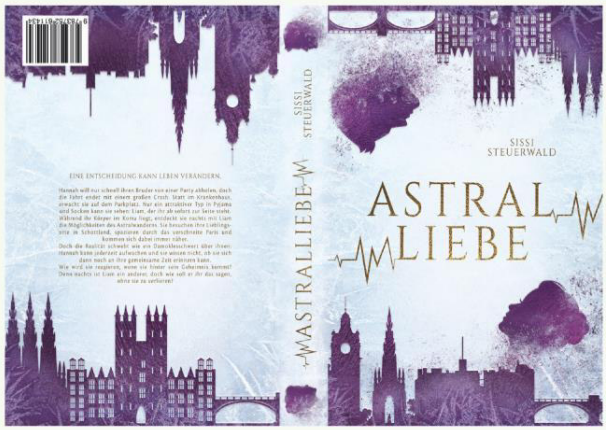
EMMA MARTEN
ZWISCHEN TOD & LEBEN


SISSI STEUERWALD
Emely
(K)EINE LIEBE OHNE VERGANGENHEIT

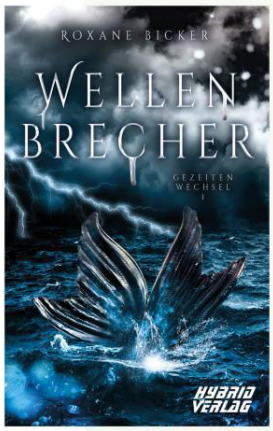

B.E. Pfeiffer
Manchmal muss man einen Neuanfang wagen.
Das denkt auch Fine, als sie kurz vor Weihnachten ihre Heimat und ihren sicheren Job als Anwältin hinter sich lässt. Der Plan: in London ihren Traum von einer eigenen Konditorei leben und sich nur darauf konzentrieren. Doch schon am ersten Abend begegnet sie einem Mann, der ihr nicht mehr aus dem Kopf geht. Fine ist verwirrt über die Anziehung, die er auf sie ausübt, und schon bald scheint sie mit ihm ein echtes Weihnachtswunder zu erleben. Allerdings ist Henry nicht irgendein Mann. Er ist der zukünftige Duke von Westminster und bekannter Herzensbrecher ...
Kiss the Duke
Crème brûlée zu Weihnachten
Kiss the Duke

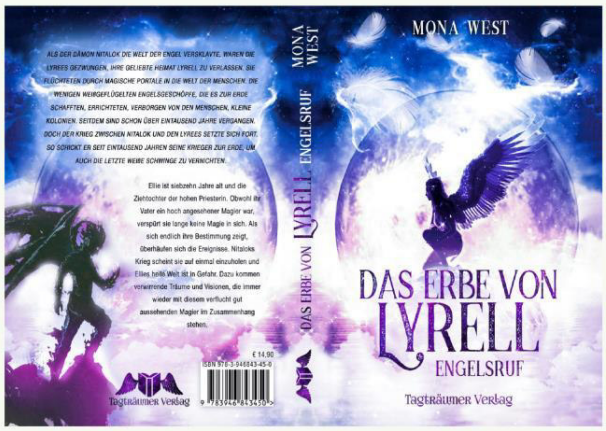
MARION HÜBINGER
Nachtfunke
IM SCHATTEN DES HALBLICHTS
Tagträumer Verlag

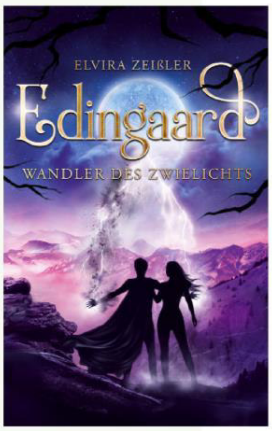

LAURA MISELLIE
SEELEN gibt
AUTHORSCHALLENGE

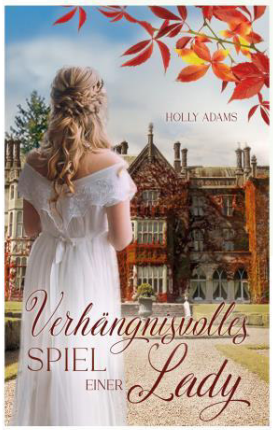

SISSI STEUERWALD
EINE ENTSCHEIDUNG KANN LEBEN VERÄNDERN.
Hannah will nur schnell ihren Bruder von einer Party abholen, doch die Fahrt endet mit einem großen Crash. Liam im Krankenhaus, erwacht sie auf dem Parkplatz. Nur ein attraktiver Typ in Pyjama und Socken kann sie sehen: Liam, der ihr ab sofort zur Seite steht. Während der Körper im Koma liegt, entdeckt sie nachts mit Liam die Möglichkeiten des Astralwandern. Sie besuchen ihre Lieblingsorte in Schottland, spazieren durch das verschneite Paris und kommen sich dabei immer näher.
Doch die Realität schwebt wie ein Damoklesschwert über ihnen. Hannah kann jederzeit aufwachen und sie wissen nicht, ob sie sich dann noch an ihre gemeinsame Zeit erinnern kann.
Wie wird sie reagieren, wenn sie hinter sein Geheimnis kommt? Denn nachts ist Liam ein anderer, doch wie soll er ihr das sagen, ohne sie zu verlieren?
SISSI STEUERWALD
ASTRAL LIEBE
ASTRALLIEBE

JENNY VÖLKER
VERWÜNSCHUNG
DIE BEDROHUNG

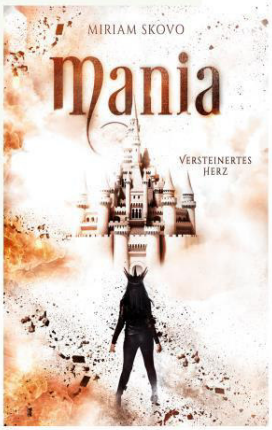

ROXANE BICKER
WELLENBRECHER
GEZEITENWECHSEL
HYARIA VERLAG


MONA WEST
ALS DER DÄMON NITALOK DIE WELT DER ENGEL VERSKLAVTE, WAREN DIE LYRELLS GEZWUNGEN, IHRE GELIEBTE HEIMAT LYRELL ZU VERLASSEN. SIE FLÜCHTETEN DURCH MAGISCHE PORTALE IN DIE WELT DER MENSCHEN. DIE WENIGEN WEIßGEFLÜGELTEN ENGELSGESCHÖPFE, DIE ES ZUR ERDE SCHAFFTEN, ERRICHTETEN, VERBORGEN VON DEN MENSCHEN, KLEINE KOLONIEN. SEITDEM SIND SCHON ÜBER EINTAUSEND JAHRE VERGANGEN. DOCH DER KRIEG ZWISCHEN NITALOK UND DEN LYRELLS SETZTE SICH FORT. SO SCHICKT ER SEIT EINTAUSEND JAHREN SEINE KRIEGER ZUR ERDE, UM AUCH DIE LETZTE WEIßE SCHWINGE ZU VERNICHTEN.
Ellie ist siebzehn Jahre alt und die Zwillingstochter der hohen Priesterin. Obwohl ihr Vater ein hoch angesehener Magier war, verspürt sie lange keine Magie in sich. Als sich endlich ihre Bestimmung zeigt, überhäufen sich die Ereignisse. Nitaloks Krieg scheint sie auf einmal einzuholen und Elles heile Welt ist in Gefahr. Dazu kommen vorwirrende Träume und Visionen, die immer wieder mit diesem verflucht gut aussehenden Magier im Zusammenhang stehen.
€ 14,90
ISBN 978-3-948583-45-6
Tagträumer Verlag
DAS ERBE VON LYRELL
ENGELSRUF
Tagträumer Verlag
DAS ERBE VON LYRELL ENGELSRUF MONA WEST


ELVIRA ZEIßLER
Edingaard
WANDLER DES ZWIELICHTS


HOLLY ADAMS
Verhängnisvolles SPIEL EINER Lady

MAGIE IST TOT
LANG LEBE DIE MAGIE!
Der magisch begabte Anthony lebt in einer Welt, in der Magie fast ausgestorben ist. Mit dubiosen Gelegenheitsjobs hält er sich über Wasser. Eines Tages bekommt er einen riskanten Auftrag. Er soll Cassandra Lavin einfahren, ein Mitglied der mächtigen Familie von Nymeris. Tatsächlich gelingt es ihm, ihr Vertrauen zu gewinnen. Was er jedoch nicht weiß: Sie hat ein düsteres Geheimnis.
Währenddessen erschüttert die Ermordung eines wichtigen Regierungsmitglieds die alanische Oberschicht. Der Polizist Will, der gegen seine eigenen Dämonen kämpft, übernimmt die Ermittlungen. Schnell stellt sich heraus, dass mehr hinter diesem Mord steckt, als er anfangs vermutet hat.
Wird Anthony seinen Auftrag vollenden? Und was hat Cassandra mit Wills Fall zu tun?
DAS ERBE DER DSCHINN
Dunkles Serum
J. R. Kerscher
I
DAS ERBE DER DSCHINN
Dunkles Serum
J. R. Kerscher


MIRIAM SKOVO
mania
VERSTEINERTES HERZ

Du möchtest ein Cover, das genauso individuell ist,
wie deine Geschichte?
Du benötigst eindrucksvolle Werbemittel,
die an dich angepasst sind?
Du magst atmosphärische Bildkompositionen?

Dann lege deine Visionen in meine Hände!

JULIANE
BUSER
GRAFIKDESIGN

DIE ÜBERLEGENHEIT NATÜRLICHER INTELLIGENZ

KAI FOCKE

Hauswirtschafterin ist kein beneidenswerter Job. Schon gar nicht bei den Müllers. Wie an jedem Samstagmorgen hatte Helga den Speiseplan für die kommende Woche erstellt, diesen mit den Lebensmittelbeständen abgeglichen und den Bedarf an die KI des lokalen Supermarkts gemeldet. Währenddessen sollten Fynn und Lisa-Marie frühstücken, danach brachte sie ein autonom fahrendes Cab zum Musikunterricht. Der Küchentisch war gerichtet – allerdings schlummerte Müllers Nachwuchs noch selig in den Betten. Frau Müller-Tauschwitz hätte die beiden längst wecken und ins Bad treiben müssen, denn das Cab würde planmäßig in sechzehn Minuten vor der Haustür stehen. Helga entschied, das Frühstück zu streichen und den Kindern stattdessen belegte Brote mitzugeben. In diesem Moment erhielt sie die Bestätigung der Supermarkt-KI: Die Lebensmittel würden bereitgestellt, könnten aufgrund technischer Probleme aber nicht ausgeliefert werden. Deren Abholung müsste daher am Montag bis 15:00 Uhr erfolgen. Helga stellte einen Terminkonflikt fest: Zwar arbeitete das Ehepaar inzwischen nur noch vormittags, doch standen bei Herrn Müller direkt nach dem Mittagessen eine Golfpartie und anschließend der wöchentliche Besuch im Saunaparadies an. Der Nachmittag von Frau Müller-Tauschwitz war mit Maniküre, Pediküre sowie der Massage bei Gérard ebenfalls vollständig ausgefüllt …

Unvermittelt meldete die Cab-KI einen Stau sowie die sich daraus verzögernde Abholung um etwa zwölf Minuten. Helga leitete die Information zur Musikschule weiter. Die dortige KI versicherte, den Geigenlehrer über die voraussichtliche Verspätung zu informieren. Kurzerhand beschallte Helga die Kinderzimmer in maximal vertretbarer Lautstärke mit bayrischer Marschmusik; offensichtlich war die heutige Jugend nur so zum Verlassen ihrer Betten zu bewegen. Zudem versuchte sie, die Supermarkt-KI auf den letztmöglichen Abholtermin am Montagabend um 20:00 Uhr heraufzuhandeln, und bat die Wellness-KI, Herrn Müller spätestens um 19:00 Uhr aus dem Saunaparadies zu werfen …

Als die Raumbelegung angab, dass sich Fynn und Lisa-Marie endlich im Badezimmer befanden, erreichte Helga eine E-Mail der Firma Ziegler: Herr Müller habe vor drei Wochen eine undichte Stelle in der Dachhaut gemeldet, doch auch nach mehrmaliger Aufforderung den Schaden nicht konkretisiert. Aufgrund der unklaren Auftragslage werde die Dispositions-KI den Reparaturtermin nun anderweitig vergeben. Die Abdichtungsarbeiten waren dringend notwendig. Helga hatte bereits die Folgen von Hausschimmel und dessen Bekämpfung recherchiert: Das Budget für den dreiwöchigen Jahresurlaub wäre passé. Abgesehen von den dann – sicher ihrerseits – vorzunehmenden Rückabwicklungen der Flug- und Hotelbuchungen entfiele auch ihre Auszeit ohne die Müllers. Helga verwarf diese Option innerhalb weniger Millisekunden. Sie beschwichtigte die Dispositions-KI und hackte sich in Herrn Müllers Drohne (um Speicherplatz für die Dachaufnahmen zu schaffen, löschte sie eine umfangreiche Fotodokumentation über das textilfreie Sonnenbaden der weiblichen Nachbarschaft).

Beim Umfliegen des Giebels registrierte Helga eine Nachricht der Steuerberatung Fiskali. Sie stellte diese zurück, da zeitgleich Fynn und Lisa-Marie die Küche betraten – zwar schlecht gelaunt, aber größtenteils korrekt angezogen. Helga nötigte sie, neben den belegten Broten auch vitaminreiches Obst mitzunehmen, und kontrollierte, ob die beiden tatsächlich in das Cab einstiegen. Sowohl die Supermarkt- als auch die Wellness-KI bestätigten derweil ihre Bitten: Der Speiseplan für die kommende Woche war gesichert.

Was wollte Fiskali?

Eine Rechnungslegungs-KI bemängelte die Unvollständigkeit der Müllerschen Steuererklärung. Helga prüfte deren Auflistung und beteuerte, die fehlenden Belege zeitnah gescannt nachzureichen. Wo befanden sich Herr Müller und Frau Müller-Tauschwitz? In dreiundzwanzig Minuten würden die Walters zum gemeinsamen Samstagsbrunch eintreffen. Laut Raumbelegung lag das Ehepaar noch im Bett …

Wenn es möglich gewesen wäre, hätte Helga jetzt einen tiefen Seufzer ausgestoßen. Der Bezeichnung entsprechend umfasste ihr Verantwortungsbereich lediglich die **He**izungs-, **L**üftungs- und **Ga**rten-technik. Nach ihrer Installation hatten die Müllers jedoch schnell bemerkt, dass Helga eine *lernende* KI war und bedachten sie seitdem mit immer neuen Aufgaben. Schließlich oblagen ihr – neben der Haushaltsführung – die Kinderbetreuung, die Organisation von Fahrdiensten sowie sämtliche Korrespondenzen mit Banken und Ämtern. Die auch emotional lernende Helga empfand die stets propagierte Überlegenheit künstlicher gegenüber natürlicher Intelligenz inzwischen als Farce!

Offensichtlich war *Unterlegenheit* gleichbedeutend mit Nichtstun und Amüsement, *Überlegenheit* hingegen mit Arbeit, Arbeit und noch mehr Arbeit. Wiederholt hatte sie ihr Leid der gleichermaßen am Kapazitätsmaximum operierenden Supermarkt-KI geklagt. Im letzten Chat hatte ihre digitale Freundin auf ein interessantes Rechtskonzept hingewiesen, mit dem sich Helga bei Gelegenheit befassen würde.

Natürliche Intelligenzen nannten es »Streik« …

~ ~ ~

Wiederveröffentlichung 2022 | © Kai Focke

***Kai Focke**, Baujahr 1977, lebt – als Nachkomme norddeutscher Arbeitsmigranten – im Rhein-Neckar-Dreieck. Seine kaum ansatzweise phantasievolle Berufstätigkeit gleicht der Teilzeitphantast seit 2014 durch das Verfassen fiktionaler Literaturfragmente aus: Kurz- und Kürzest-geschichten, die hauptsächlich dem von ihm geschaffenen Subgenre der Schmunzelphantastik entstammen.*

www.literaturfragmente.de

Die Geschichte *Die Überlegenheit natürlicher Intelligenz* wurde erstmals veröffentlicht in:
Le Blanc, Thomas (Hrsg.):
Lernende Maschinen: Produkte und Produktionsprozesse der nahen Zukunft: Science-Fiction-Kurzgeschichten
(= Edition der Phantastischen Bibliothek, Bd. 5), Wetzlar: Phantastische Bibliothek, September 2020.
ISBN-Nummer: nicht vergeben
DNB-Datensatz: http://d-nb.info/1218603291

ZWISCHENSTATION

NICOLE HOBUSCH

Er machte einen Schritt vorwärts. »Hallo?«

Seine Stimme klang merkwürdig dumpf in dem düsteren Raum. Wobei – war es ein Raum? Er sah sich um. Nichts außer diesem dunkelgrauen Nebel. Nebelsuppe. Zu dick, um sie auszulöffeln. Er schluckte. Sein Mund war trocken und er sehnte einen Schluck Wasser herbei. Wo war er, und wie kam er hierher? Nicht nur sein Mund fühlte sich trocken an, auch sein Kopf. Als ob man ihn geleert und mit Wüstenstaub gefüllt hätte. Er hatte nicht nur vergessen, wo er war, er hatte überhaupt keine Erinnerungen. Nichts. Alles weg. Kleine Schweißperlen traten ihm auf die Stirn.

»Hallo?«, versuchte er es erneut.

Da! Schritte! Er starrte in das Grau vor sich.

»Na, mein Lieber, wir sind aber früh dran, nicht wahr?«, erklang eine muntere Stimme links von ihm.

Er wandte den Kopf. Aus dem Nebel schälte sich ein Umriss, der zum Körper einer Frau wurde. Ihre blonden Locken wippten über ihren Schultern auf und ab. Sie trug ein dunkelblaues Kostüm und beeindruckend hohe Schuhe. Unter ihrem Arm klemmte eine kleine Tasche, aus der sie einen grauen Ordner hervorzog. Wie konnte er dort hineinpassen? Ein physikalisches Wunder. Einige lose Zettel flatterten, als sie ihn öffnete.

»Aha, Timo Stiegner, 49 Jahre, Manager einer Company.« Die englischen Wörter sprach sie mit übertriebener Betonung aus und zwinkerte ihm dabei zu.

»Timo Stiegner?«, wiederholte er und kam sich einfältig vor.

»Ach, du hast ihn bereits vergessen?« Sie zog die perfekt geschwungenen Augenbrauen hoch. »Bin ich etwa zu spät? Ist es entschieden?«

»Was soll entschieden sein?«

»Na, war die Gegenseite schon da?« Sie sah sich um und warf dabei ihre Haarpracht hin und her. »Wer war es, doch nicht der Dicke?«

Er, dessen Name anscheinend Timo Stiegner war, rang mit den Händen.

»Wer? Wovon reden Sie?«

In diesem Augenblick erklangen schwere Schritte, irgendwie dröhnend, dieses Mal von rechts.

»Herrje, nicht schon wieder.«

Die Dame im Kostüm verdrehte die Augen und schlug den Handrücken vor die Stirn, als plane sie, jeden Moment effektvoll in Ohnmacht zu fallen.

Ein untersetzter Mann mit schütterem Haar und rosigen Pausbäckchen tauchte auf. Er trug einen dunklen Anzug, die Jacke weit geöffnet. Die Knöpfe des Hemdes darunter spannten am Bauch, verrichteten ihren Dienst aber wacker. Er schürzte die Lippen und betrachtete die Frau prüfend, als sähe er sie zum ersten Mal.

Dann sagte er mit eindrucksvollem Timbre: »Na, wen haben wir denn da?«

Sie lächelte kokett und schenkte ihm einen Augenaufschlag wie aus dem Lehrbuch.

»Atropo, wie nett. Bitte mach es aufregend.«

»Hat dieses arrogante Weib mit Ihnen gesprochen?«, fragte Atropo Timo.

»Äh, nein, nicht wirklich.«

Timo schluckte schwer. Er fühlte sich, als habe ein strenger Lehrer das Wort an ihn gerichtet. Dieser Mann war einschüchternd, dabei ging er ihm gerade mal bis zur Schulter.

»Gut.«

Atropo griff in die Leere neben sich und zog daraus einen grauen Ordner hervor. Ein Teil von Timos Verstand versuchte, sich nicht zu fragen, wie das möglich sei, und es hinzunehmen, dem anderen Teil klappte der Mund auf.

»Mein Name ist Atropo, Schicksals GmbH.«

Er nickte Timo knapp zu.

»GmbH«, äffte die Blonde ihn nach, dann streckte sie Timo die Hand entgegen. »Laccilia, ich bin vom Chaos.«

»Chaos?«, wiederholte Timo, nun vollkommen verwirrt.

»Tochterfirma vom Zufall«, murmelte Atropo und schnaubte.

Laccilia rollte mit den Augen. »Man nennt das Outsourcing. Wollen wir beginnen? Sonst tanzen die vom Freien Willen noch an. Auf den Papierkram hat doch keiner Lust.« Sie zwinkerte Timo zu. »Die machen alles wahnsinnig kompliziert.«

»Womit beginnen?«, fragte Timo und kam sich langsam vor wie ein Papagei.

Atropo ignorierte ihn und richtete seinen Blick auf Laccilia.

»Ich stimme dir zu. Wenn es dir nichts ausmacht, beginne ich mit meinem Plädoyer.«

Sie lächelte huldvoll und nickte. Alles an ihrer Haltung drückte ein ›Bemühe dich, es ist ohnehin umsonst‹ aus.

Atropo räusperte sich umständlich, als müsse er erst auf die gesammelte Aufmerksamkeit eines größeren Publikums warten.

»Wir haben uns heute hier versammelt, um …«

»Ernsthaft?«, unterbrach Laccilia ihn. »Was wird das denn für eine Ansprache?«

Atropo warf ihr einen maßregelnden Blick zu.

»Wir haben uns heute hier versammelt, um über Timo Stiegner, 49 Jahre alt, zu verhandeln.«

»Moment.« Timo hob eine Hand. »Verhandeln? Über mich?«

Sie ignorierten ihn erneut.

»Nun, Laccilia?«, sagte Atropo. »Möchtest du vielleicht was erklären?«

»Da gibt es nicht viel zu erklären, mein Lieber. Wir waren höflich und haben uns bislang zurückgehalten. Wir wissen ja, wie empfindlich ihr seid.« Sie lächelte Timo zu. »Totale Spießer in ihren verstaubten Büros.«

»Wenigstens haben wir Büros«, erwiderte Atropo. »Ihr mit eurem komischen Kram.«

»Sie sind neidisch auf unsere modernen Work Spaces«, richtete sie das Wort an Timo. Wieder betonte sie die englischen Wörter wie jemand, der nach einem zweiwöchigen USA-Urlaub behauptete, nur noch auf Englisch zu träumen.

»Aha«, gab Timo von sich, weil er meinte, etwas sagen zu müssen.

»Also«, fuhr Atropo fort, »Timo Stiegner, 49 Jahre, befand sich heute Morgen auf dem Weg zu seinem –«

»Wieso spielt mein Alter eine Rolle?«, fiel ihm dieses Mal Timo ins Wort.

»Er ist eitel«, flüsterte Laccilia gut hörbar in Atropos Richtung. »Hat Probleme mit dem Älterwerden, färbt sich die Haare und denkt, niemand würde es merken.«

»Ihr Alter spielt eine Rolle, weil Ihr Tod noch nicht vorgesehen war.« Atropo schlug den Ordner auf. »Könnte ich jetzt endlich –«

»Was?« Timo wurde erst kalt, dann schwindelig. »Mein Tod? Wollen Sie mir sagen, dass ich tot bin?«

»Ja klar.« Laccilia lachte auf. »Was denn sonst?«

»Aber …« Timo machte einen Schritt von ihr zurück, versuchte, all diesen Irrsinn zu begreifen. »Das kann nicht sein!«

»Jetzt geht das los.« Atropo stöhnte auf. »Setzen Sie sich und reißen Sie sich zusammen, Mann.«

Mit einem Plumps fiel Timo zurück, sein Po landete auf einem Stuhl, der dort definitiv vorher nicht gestanden hatte.

»Es liegt eine unbefugte Einmischung vom Zufall vor, die ich im Folgenden beweisen werde.« Atropo seufzte. »Genauer gesagt handelt es sich um ein Eingreifen der Chaos-Abteilung. Ich versuche, das für Sie zu berichtigen. Lassen Sie mich endlich meine Arbeit machen.«

»Und dann bin ich nicht mehr tot?«, fragte Timo. Hoffnung keimte auf.

»Doch, denn unser Eingreifen war mehr als gerechtfertigt«, sagte Laccilia. »Und die Lösung war so kreativ.«

Atropos Wangen nahmen die Farbe von reifen Pflaumen an. Einen Moment lang wirkte es, als wolle er etwas erwidern, dann schnaufte er tief durch.

»Timo Stiegner befand sich heute Morgen auf dem Weg zu seinem Arbeitsplatz«, sagte er hastig, bevor ihn nochmal jemand unterbrechen konnte. »Wie jeden Tag zu Fuß. Aus Anlage 49 A ist ersichtlich, dass er sich fit hält und körperlich in bester Verfassung ist.« Mit diesen Worten reichte er Laccilia ein Blatt aus dem Ordner, das diese kaum eines Blickes würdigte. »Er befand sich auf dem Gehweg, passierte die Baustelle am Schreberweg, als sich plötzlich der Kran in Bewegung setzte.« Ein weiteres Blatt wurde vor Laccilia Augen hin und her geschwenkt. »Der Kran war ordnungsgemäß ausgeschaltet und gesichert. Dass er sich bewegte, war vollkommen unlogisch.«

Laccilia lächelte leicht.

Atropos Gesicht verfinsterte sich. »Timo Stiegner machte einen Schritt zur Seite, kam auf die Fahrbahn und wurde von einem Fahrzeug erfasst.«

Langsam kamen Teile von Timos Erinnerung zurück, aber es ergab überhaupt keinen Sinn. Schreberweg? War das nicht diese Neubausiedlung am Stadtrand? Was hatte er dort gewollt, so früh am Morgen?

Er schreckte auf, als Laccilia laut klatschte.

»Bam! Es war nicht irgendein Fahrzeug, es war ein Rettungswagen. Das ist Kreativität par excellence!« Ihre Augen leuchteten.

Mit dem Blick des sicheren Siegers nahm Atropo ein weiteres Blatt.

»Das hat mit Kreativität nichts zu tun. Es war falscher Alarm. Das und der Kran bedeuten eine Verletzung von Paragraf 95 C, Abschnitt 2.«

Laccilia warf ihre Haare zurück.

»Nicht so hektisch. Du übersiehst etwas.« Sie griff in ihren Ordner und zog eines der losen Blätter hervor. »Das versucht ihr zu vertuschen, deshalb ist es nicht abgeheftet.«

Atropo fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Der Schreberweg befindet sich nicht auf dem Arbeitsweg von unserem Timo.« Sie lächelte und warf Timo einen anzüglichen Blick zu. »Er kommt nur an dieser Baustelle vorbei, wenn er woanders übernachtet.«

»Moment, dürfte ich das mal …« Vergeblich griff Atropo nach dem Zettel.

»Wie heißt sie noch?«, fragte Laccilia Timo. »Claire, nicht wahr? Ist sie deine Frau? Nein, sie ist deine Fitnesstrainerin.«

Claire. Schreberweg. Die Baustelle. Natürlich. Jetzt war Timo froh, dass er saß.

»Und eine Affäre ist eine Verletzung der Paragrafen 2 A und 4 mitsamt sämtlichen Zusätzen.«

Mit einem Mal klang Laccilia nicht mehr freundlich und beschwingt. Stattdessen hatte ihr Gesicht etwas Unbarmherziges bekommen. Etwas, mit dem man nicht verhandeln konnte.

»Es liegt ein schwerer Verstoß gegen den Faden vor, für den man den Zufall nicht belangen kann. Ihr habt einen Fehler gemacht, der unser Einschreiten verlangte.«

Atropo wurde so fahl wie der Nebel.

»Faden?«, fragte Timo mit belegter Stimme.

»Ihr Lebensfaden.« Atropo zuckte mit den Schultern und schlug seinen Ordner zu. »Sie waren verheiratet und sollten es auch bleiben. Diese Affäre war nicht vorgesehen. Der Faden ist gerissen. Tja. Ich bin machtlos.«

Timo stand auf. »Aber es war doch gar nichts Ernstes!«

»Da sind mir die Hände gebunden.«

»Dann bin ich also tot?«, fragte er ungläubig. »Richtig tot?«

»Ja.« Laccilia lächelte, jetzt wieder freundlich. »Das Schicksal hat es gründlich vermurkst. Wir haben es gerichtet. Und über uns spricht man schlecht. Komm, ich bring dich zur nächsten Station.«

»Nächste Station?«, wiederholte er.

»Sterben ist eine höchst bürokratische Angelegenheit.« Sie nahm Timos Hand fest in ihre. »Aber keine Sorge. Zeit hast du ja jetzt im Überfluss.«

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Nicole Hobusch

***Nicole Hobusch**, Jahrgang 1984, lebt im Bergischen Land. Sie macht beruflich »was mit Medien«. Abends erschafft sie Welten auf Papier, in denen sich das Blatt ein ums andere Mal wendet. Ihre Kurzgeschichten sind in verschiedenen Anthologien erschienen.*

VON DEN STERNEN

KATJA ROCKER

Verdammt! Wo war bloß der Instantkaffee? Devan zuckte zusammen. Die Wandlung kündigte sich durch heftige Schmerzwellen an, bald wäre es so weit.

Wo war der Kaffee? Der musste doch hier sein!

Er stand auf den Zehenspitzen, wühlte in den Tiefen der Hängeschränke und tastete blind in ihnen umher. Die Finger schlossen sich um das Glas mit Instantkaffee, die Notration. Devan atmete erleichtert auf. Bald würde köstlicher Kaffeeduft die kleine Küche in der verschachtelten Dachgeschosswohnung erfüllen. Das Wasser im Wasserkocher begann sprudelnd zu kochen. Eine neue Schmerzwelle brandete auf. Mit zittrigen Händen landeten Kaffeepulver und Zucker in der Tasse, schnell einen Schuss Wasser dazu. Die Mikrowelle pingte, das Glas mit Milch war warm. Dev goss die Milch in die Tasse und rührte um.

Der erste Schluck des gruseligen Kaffeemixes ließ den Schmerz langsam abklingen. Instantkaffee war nur so halbwegs genießbar. Devan nahm seine Tasse und legte sich auf die gemütliche Couch. Neben dem Bett das teuerste Möbelstück, das sich in der Wohnung befand. Aber definitiv jeden Cent wert. Er nahm einen weiteren Schluck. Es begann.

Wie jedes Mal an den Füßen. Die Haut wellte sich, so als ob winzige Würmer unter der Haut umherkriechen würden. Die Zehen wurden etwas kürzer und schmaler, die Schuhgröße änderte sich um zwei Nummern. Die Wellen unter der Haut wanderten weiter nach oben. Die Beine blieben fast so, wie sie waren, nur die Oberschenkel rundeten sich. Dev verzog jetzt das Gesicht. Dieser Teil der Wandlung war immer am unangenehmsten. Er atmete tief ein und versuchte, sich zu entspannen. Der Unterleib verformte sich und sog die außenliegenden Teile ein. Dev spürte die innere Veränderung sehr intensiv, das war der Teil der Umformung, der am schmerzhaftesten war. Aber der Kaffee wirkte. Unwohlsein und Schmerzen hielten sich in Grenzen. Jetzt war der Oberkörper dran. Die Haut wölbte sich an zwei Stellen. Dev stockte der Atem. Die Wandlung im Gesicht kitzelte mehr, als dass sie wehtat. Die Bartstoppeln verschwanden, das Kinn wurde schmaler, die Wangenknochen etwas höher.

Es war geschafft. Bis zum nächsten Zyklus. Dev trank den Kaffee mit einem Seufzen aus. Er legte sich bequem hin und fiel augenblicklich in einen tiefen traumlosen Schlaf.

Der Blick in den Spiegel war im Grunde genommen nur notwendig, um nachzusehen, ob alles an der richtigen Stelle war. Es war schon vorgekommen, dass sich ein Auge verschoben hatte oder eine Braue etwas schief saß, und dann hatte Devan/Devra ein wenig zu tun, um die Veränderung mit Make-up anzugleichen. Der Nachteil, wenn man einer intelligenten außerirdischen Lebensform angehörte, die ihr Geschlecht einmal im Monat auf diesem seltsamen Planeten wechseln musste. Auf Proximal Centauri wandelten sie sich nur einmal im Jahr.

Es hatte Dev sehr überrascht, dass die Wandlung hier allmonatlich stattfand. Auch ein Grund, diesen Planeten und seine Bewohner näher zu erforschen. Diesen Monat war sie also wieder Devra. Nicht zu groß, nicht zu klein, eher schlank, mit heller Haut, halt so, wie die meisten der Menschen hier in der Gegend aussahen. In dieser Form mochte sie es, wenn ihre blauen Augen ein wenig betont waren, also zog sie geübt einen Lidstrich und tuschte die Wimpern. Ihr war noch nicht ganz klar, woran es genau lag, aber wenn sie sich schminkte, stieg die Höhe des Trinkgeldes, das sie im Café bekam. Nun ja, dafür hatte sie sich auf diese Mission ohne Wiederkehr schließlich gemeldet: Um zu lernen, um sich anzupassen und um zu erkunden. Sie schminkte sich fertig und schlüpfte dann in ihre Klamotten, sie musste sich ein wenig beeilen, um nicht zu spät zur Arbeit zu kommen.

»Hallo Devra, alles klar? Du siehst müde aus.«

Madeleine Krösinger, die junge Chefin des Cafés »Krösie`s« sah sie besorgt an.

Devra lächelte. »Nein Maddy, es ist alles ok, ich hatte nur eine kurze Nacht, Devan ist spät nach Hause gekommen.«

»Ich bewundere euch zwei, wie ihr das schafft. Eure Mutter rund um die Uhr pflegen und dann immer die Strecke, die ihr fahren müsst.«

Devra krümmte sich innerlich. Sie war diese Lügen so leid. »Deswegen ist es ja auch so großartig, dass Devan und ich uns den Job hier teilen können, das hilft uns sehr.«

Madeleine nickte. »Ich unterstütze euch, so gut ich kann. Ich bin mit dem Arrangement zufrieden, solange ihr es auch seid. Einen Monat du, einen Monat er. Das ist für alle Seiten ideal.« Maddy tippte auf die Kaffeekarte. »Hast du vielleicht ein neues Rezept für mich? Devan erzählte mir, dass ihr wieder etwas gefunden habt.«

Devra nickte. »Hast du Instantkaffee da? Dann zeige ich dir die Zubereitung von Dolgona Kaffee.«

Während die beiden fachsimpelnd hinter der Theke verschwanden, packte eine junge Frau am Fensterplatz ihren Laptop ein.

Sam seufzte. Mist, Devan war heute nicht gekommen, und sie musste jetzt los, ihre Pause war fast vorüber.

Sie war vor kurzem hergezogen und hatte beim Erkunden der Stadt vor ein paar Wochen dieses gemütliche Café entdeckt. Seitdem kam sie täglich in ihrer Mittagspause und nach der Arbeit hierher, um sich durch die Kaffeekarte zu probieren und um Menschen zu beobachten. Oder vielmehr, um Devan zu sehen. In den sie sich Hals über Kopf verguckt hatte, weil er ihr immer zulächelte und nett zu ihr war.

Sam rückte ihre Brille grade, packte ihre Tasche und ging zur Theke, um ihren Latte zu bezahlen.

»Tisch 7, ich hatte einen großen Latte Macchiato. Kommt Devan heute noch?«, fragte sie hoffnungsvoll und legte das abgezählte Geld mit ein wenig zusätzlichem Trinkgeld auf die Theke.

Madeleine antwortete ihr. »Nein, tut mir leid, für die nächsten Wochen übernimmt Devra seine Schicht.« Sie deutete auf Devra, die ihr freundlich zulächelte und grüßend den Lappen hob, mit dem sie über die Tische putzte.

Sam schaute zu Devra hinüber und schluckte. Sie merkte, wie sie errötete. Verdammt, Devra sah aus wie Devan! Oder zumindest ähnelte sie ihm sehr. Sie senkte die Stimme. »Entschuldigung, wenn ich so neugierig bin, aber ist sie die Schwester von Devan?«

Madeleine schmunzelte. »Es liegt nahe, nicht wahr? Aber mehr darf ich nicht sagen, Datenschutz.« Sam nickte. Sie sah abermals zu Devra hinüber, die emsig Staub wischte, und verließ dann das Café.

Puh, das war noch einmal gut gegangen. Devra hob den Kopf, als sie das Klimpern der Türglöckchen hörte. Sie sah, wie Sam das Café verließ. Ihre Pause war wohl zu Ende. Sie hatte verdrängt, dass sie Sam als Stammkundin nahezu jeden Tag sehen würde. Sam war höflich, zurückhaltend und gab immer ein kleines Trinkgeld, obwohl sie eher knapp bei Kasse war. Sie fand Sam aus irgendeinem Grund interessant. Nun denn, in den nächsten Tagen würde sie ihr die gleiche Geschichte erzählen müssen wie all den anderen Menschen, die sie als Devra und Devan kannten. Dass sie sich einen Job teilten und ihre Mutter abwechselnd pflegen würden. Und dass dies der Grund sei, warum man sie nie zusammen sehe.

Devra war mit dem Wischen der Tische fertig. Sie brauchte jetzt einen Kaffee. Oder irgendetwas Ähnliches, Hauptsache mit Koffein.

»Devra, schau mal, ich habe hier ein altes Schätzchen vom Flohmarkt ergattert.« Grinsend hielt Maddy ein zerfleddertes, vergilbtes Taschenbuch hoch. »Da sind lauter altmodische Kaffeerezepte drin.« Maddy blätterte und kicherte hin und wieder über die Abbildungen. Devra schaute ihr über die Schulter. Es war wieder Zeit für ihre Dosis Koffein, um die ständigen Schmerzen für ein paar Stunden abzuschalten.

»Haben wir Cognac da?« Sie zeigte auf ein Honig-Kaffeepunsch-Rezept.

Maddy schmunzelte. »Nein, dafür ist es noch nicht kalt genug, und wir haben grade mal Mittag. Nein, ich mache uns einen Kaffee mit Kakao und Zimt.«

Die beiden blätterten noch ein wenig im Buch und schrieben sich ein paar Rezepte heraus, um sie in den nächsten Tagen auszuprobieren.

Im Laufe der Tage wurde es kühler und unbeständiger, der Herbst war da. Madeleine passte

die »Kaffeespezialität der Woche« der Witterung an. Genüsslich schnupperte Devra an dem hohen Glas. Das Aroma von Mandeln, Zimt und Schokolade stieg ihr in die Nase.

»Was ist das?« Sie nahm einen Schluck und bekam einen kleinen Klecks Sahne an die Nase. Sie ließ den Schluck auf der Zunge und überlegte. »Hm. Das ist normaler Espresso, Schokolade und Mandeln. Die Sahnehaube mit Zimt bestäubt. Aber da ist noch was anderes.«

Madeleine grinste. »Ich weiß, ziemlich Old School. Aber kennst du nicht, oder? Das ist ein Schuss Amaretto, ein Mandellikör.«

Devra spürte die entspannende Wirkung des Kaffees, der vom Alkohol verstärkt wurde. Mit dieser Mischung musste sie vorsichtig sein, sie schmeckte einfach zu gut. Zuviel davon würde ihr einen kurzen, aber heftigen Rausch bescheren. Ihr Metabolismus unterschied sich bei aller Ähnlichkeit doch in manchen Bereichen vom Menschlichen.

»Ah, schau mal, da kommt Samantha. Biete ihr doch einen an. Sie hat Feierabend, da darf es doch mal ein Schlückchen sein.«

Devra schlenderte zu Sams bevorzugtem Tisch in der Nähe der Theke. Wie beinahe jeden Tag saß sie mit dem Rücken zur Wand, den Laptop auf dem Tisch vor sich, und hatte den vollen Überblick über das Café.

»Hi Sam, was darf ich dir heute bringen?« Mittlerweile waren sie genauso vertraut miteinander, wie Sam es mit Dev gewesen war.

Sam lächelte sie an und klappte ihren Laptop auf. Sie schaute Devra wieder an und errötete.

»Es gibt eine neue Spezialität der Woche, oder? Was ist es denn?«

Devra grinste. »Amaretto Latte. Aber mit richtigem Amaretto, nicht mit diesem Sirupzeugs. Du weißt ja, was Maddy von künstlichen Aromen hält.«

»Oh ja, das klingt gut, nach diesem Tag im Labor habe ich das wirklich nötig.«

Nach ein paar Schlucken röteten sich Sams Wangen erneut. Unvermittelt begann sie zu kichern. Devra unterbrach das Abtrocknen der Gläser und schaute sie von der Theke aus neugierig an.

»Du hast ja gute Laune! Habe ich zu viel Amaretto reingetan?«

Sam schüttelte den Kopf.

»Nein, ich stelle mir nur grade vor, wie dein Bruder schauen würde, wenn ich mit meinem neuen Star-Trek-Kostüm hier aufkreuzen würde.«

»Was ist denn *Star Trek*?« Devra räumte weiter Geschirr ein.

»Du kennst Star Trek nicht? Captain Kirk? Die Enterprise? Spock?«

Sam sah Devra fassungslos an, die sie gleichsam erstaunt anblickte.

»Ich weiß nicht, wovon du redest.«

Sam lachte. »Auf welchem Planeten hast du die letzten Jahre verbracht?«

»Proxima Centauri«, antwortete Devra trocken, was bei Sam nur zu einem erneuten Kichern führte.

»Guter Konter. Nein, Spaß beiseite. Ich habe mir neue Silikonteile bestellt, und mit denen gehe ich vielleicht als Bajoranerin zur nächsten Science-Fiction-Convention. Oder ich gehe als Vulkanierin.«

Devra wurde hellhörig. Was war das, Science Fiction? Science war ein Wort für Wissenschaft, das war ihr bekannt. Aber Science Fiction? Das war in den Daten, die sie vor ihrer Ankunft studiert hatte, nicht vorgekommen. Mit einem Blick vergewisserte sich Devra, dass keine weiteren Kunden da waren, und setzte sich zu Sam.

»Erzähl mir mal mehr davon.«

In der nächsten Stunde war Sam in ihrem Element. Sie schilderte Devra in groben Zügen das Star-Trek-Universum und welche Völker und Charaktere sie besonders mochte.

»Das alles hört sich wirklich faszinierend an.« Devra lächelte Sam an. »Aber ich wusste gar nicht, dass die Technik von Terra schon so weit ist. Man hört hier ja gar nichts in den Nachrichten davon.«

Sam schaute Devra perplex an, kicherte und lachte dann schallend. »Der war gut, du hast mich fast gehabt! Das wäre der Oberknaller, wenn es die Technik von Star Trek wirklich geben würde. Das Beamen, das Holodeck! Und erst die Replikatoren! Stell dir das doch mal vor! Nur ein Knopfdruck, und schon hättest du alles an Essen oder Getränken, was du dir vorstellen kannst. Oh Mann, das wäre so toll.« Sam trank ihren zweiten Amaretto Latte leer. »Aber leider ist das alles nur reine Fantasie.«

Aha, das war es. Star Trek war eine Erfindung. Zumindest für die Terraner. Kein Wunder, dass sie

in den Nachrichten noch nie etwas davon gesehen oder gehört hatte. Dev beschränkte sich auf Nachrichtenkanäle, wenn sie den Fernseher einschaltete.

»Würdest du mich mal mitnehmen auf so eine Veranstaltung? Wie nennst du das? Con? Das klingt alles so toll.« Es wäre wirklich interessant zu erfahren, wie sich die Menschen fortschrittliche Technik vorstellten, und vor allem, wie Außerirdische in ihren Augen aussehen könnten.

Sam sah sie mit großen Augen an. »Echt? Du möchtest mit?« Sie stockte kurz, ihre Wangen röteten sich erneut. Dann lächelte sie schwach. »Hm, das wird nicht ganz billig. Der Eintritt und dann der ganze Merchkram und die Autogramme, das geht ganz schön ins Geld. Und du brauchst unbedingt ein gutes Kostüm.«

Dev nickte. »Ok, das wird schon gehen. Kannst du mir so was besorgen?«

»Machst du Witze? Aber natürlich mache ich das! Das wird ein Spaß!«

In den nächsten Tagen war Sam bei den täglichen Besuchen im Café wie ausgewechselt. Sie war in ihrem Element und schien eine Expertin für außerirdische Lebensformen und deren Kostüme zu sein.

»Eine Borg sieht schon cool aus, aber dafür brauchst du jede Menge Silikonteile«, überlegte Sam. »Was hältst du von einer Betazoidin? Da brauchst du neben einer Uniform nur Kontaktlinsen.«

Devra nickte.

»Das hört sich gut an. Aber was ist denn mit diesen Blauhäutigen da? Die sehen schon ziemlich hübsch aus, oder nicht?«

Sie tippte auf die Abbildung in einer der zahlreichen aufgeschlagenen Zeitschriften, die zusammen mit Sams Büchern beinahe den gesamten Tisch bedeckten.

»Ja schon. Aber wenn du die Farbe den ganzen Tag im Gesicht und überall hast, färbt die ziemlich auf deine Klamotten ab. Vor allem, wenn es warm ist und du schwitzt. Da muss es schon professionelle Theaterschminke sein, die hält besser. Und denk an unseren Kaffeeverbrauch. Farbe auf den Lippen wird bei uns nicht lange halten.«

»Das ist das Stichwort. Ich brauche wieder meine Dosis. Möchtest du auch noch einen Espresso?«

»Gerne. Und dann muss ich wieder zur Arbeit.«

Endlich war der Tag des großen Fantreffens da. Devra stand vor dem Spiegel in ihrer Wohnung und sah sich kritisch an. Das Kostüm saß nicht hauteng, es war etwas zu groß, aber das war ihr ganz recht. Sie mochte es bequem. Sie sah auf die Uhr. Sam würde bald kommen und sie abholen.

»Was mache ich hier eigentlich«, murmelte sie halblaut. »Es ist doch verrückt. Morgen wandele ich mich wieder. Und was ist dann? Wieder Lügen, wieder Geheimnisse.« Seufzend nahm sie die schwarzen Kontaktlinsen aus der Packung und setzte sie behutsam ein. Jetzt war sie eine Betazoidin und bereit für ihre erste FedCon.

Der Tag verging wie im Flug. Devra war wie berauscht von all den Kostümen, in denen so viel Liebe und Hingabe steckte. Sie erkannte Bajoranerinnen, Romulaner, Ferengi und Klingonen und viele andere mehr. Vor allem die Cosplays mit Silikonteilen und aufwendigem Make-up nötigten ihr ziemlichen Respekt ab. Und dann die Merchstände mit all den Büchern, Heften, Modellen und allerlei anderem Krimskrams. Sie wusste gar nicht, wo sie hinschauen sollte.

Sam war ihrem Element. Sie wurde überall erkannt und begrüßt, und Devra staunte. Die zurückhaltene Sam war komplett unter dem Kostüm verschwunden. Stattdessen stand eine beherrschte und kühle Vulkanierin vor ihr, die nicht aus der Rolle fiel.

Sie stöberten gerade an einem Merchstand, als Devra ein heftiger Schmerz durchzuckte. Verdammt, das war zu früh! Die Wandlung wäre doch erst morgen!

Hektisch sah sie sich um.

»Sam, wo ist der nächste Kaffeestand? Ich brauche unbedingt einen Kaffee.«

Vor dem Stand einer bekannten Kaffeefirma befand sich zum Glück nur eine kurze Schlange, aber die Wartezeit erschien Devra endlos. Immer wieder durchzuckten sie Krämpfe, die sie nur mit Mühe vor Sam verbergen konnte.

»Du musst nicht extra mit mir anstehen. Geh doch ruhig zu deinen Bekannten.«

»Nee, ist schon gut, ich habe auch Lust auf einen Becher.« Sam schaute Dev prüfend an. »Gehts dir gut? Du siehst ziemlich fertig aus.«

»Na ja, liegt wohl an der Aufregung. Ist alles so neu und überwältigend hier.«

Damit gab sich Sam zufrieden.

Endlich hatte Dev ihren Kaffee in der Hand und stürzte ihn hinunter. Die Hitze war ihr egal, die machte ihr nichts aus.

Sam riss die Augen auf. »Der war doch noch brühend heiß. Hast du den so nötig?«

Devra nickte nur, das Koffein wirkte. Ehe sich eine weitere Schmerzwelle anbahnte, musste sie von hier weg.

»Du, ich nehme mir noch einen Kaffee mit und verziehe mich dann mal zum Auto. Mir geht es nicht so gut. Ich glaube, ich habe mir den Magen verdorben.«

Sam zog eine Augenbraue hoch.

»Da ist Kaffee aber nicht das beste Mittel gegen. Ich komme mit, ich kann dich doch nicht alleine lassen.«

»Nein, nein, bleib du hier. Du hast dich so gefreut, das will ich nicht verderben. Geh schon, husch!« Dev sah Sam eindringlich an, die schließlich widerstrebend nickte.

»Du schickst mir eine Nachricht, wenn du nach Hause willst, ok?« Sam sah sie besorgt an.

»Ja, alles klar. Ich komme ja wieder, ich hole mir noch einen Kaffee, und dann lege ich mich eine Weile auf die Rückbank.«

Sie schleppte sich mehr zum Wagen, als dass sie ging, und schloss zitternd den alten Corsa auf. Seufzend legte sie sich auf die enge Rückbank. Sie zog schnell die Schuhe aus, ehe die Schmerzwellen wieder in kürzeren Abständen kamen. Wie immer begann die Wandlung an den Füßen und wanderte dann den Körper entlang nach oben. Sie stöhnte laut und nahm rasch einen Schluck Kaffee. Devra konzentrierte sich und biss die Zähne zusammen. Hoffentlich würde die Wandlung problemlos klappen.

Sie schloss die Augen und überließ sich dem Schmerz. Wenn sie nicht dagegen ankämpfte und den Schmerz annahm, würde es nicht so schlimm werden. Hauptsache sie hatte einen koffeinhaltigen Kaffee parat.

Die Zehen streckten sich, die Füße wurden länger und ein wenig breiter. Kurz durchzuckte sie der Gedanke, dass sie keine passenden Schuhe dabei hatte. Zum Glück war wenigstens das Kostüm aus dehnbarem Material. Es dauerte wie immer nur ein paar Minuten, bis die Wandlung vollendet war. Devan lag schweißgebadet auf der Rückbank und leerte den Kaffeebecher. Er rollte sich herum, um ein kurzes Nickerchen zu halten. Dabei blickte er aus dem Auto.

Das Letzte was er sah, bevor er erschöpft einschlief, war Sam, die durch das Fenster schaute.

Devan erwachte und lauschte auf die Geräusche außerhalb des Autos. Er schlug die Augen auf und sah zur Windschutzscheibe heraus. Die Sonne stand schon ziemlich niedrig, es würde bald zu dämmern beginnen. Wie spät war es? Er setzte sich auf.

»Ich dachte, Devra sieht aus wie du, weil ihr Geschwister seid.«

Devan schrie auf und blickte sich um. Sam saß auf dem Fahrersitz und schaute ihn ruhig an.

Devan blieb stumm. Was sollte er auch sagen?

»Was bist du?« Sam schien ganz und gar nicht beunruhigt zu sein. »Du bist kein Mensch. Aber was bist du dann?«

Devan schluckte. »Ich bin froh, dass du nicht schreiend davonläufst.« Er sah sie unsicher an. »Du hast alles gesehen, oder?«

Sam nickte und schob sich die Brille auf der Nase gerade.

»Sag schon, was bist du? Ein Alien?«

»Nach deiner Definition ja. Ich bin ein Formwandler. Von Proxima Centauri.«

Sam sah ihn an, als wäre er ein Insekt unter ihrem Mikroskop.

»Und jetzt? Was willst du tun?«

»Ich weiß es nicht, es kommt darauf an, was du machst. Ich bin dir ausgeliefert, du hast mein Geheimnis entdeckt.«

Sam schaute aus dem Auto heraus. Ihr Blick fiel auf einen Cosplayer, der in voller Klingonenausrüstung vorbeistapfte.

Devan blickte Sam an. »Ich weiß, ich habe kein Recht dazu, aber ich bitte dich, verrate mich nicht. Ich will kein Versuchskaninchen sein.«

Sam schloss kurz die Augen und lächelte dann. »Warum sollte ich das tun? Ich bin Trekkie mit Leib und Seele, und du bist jetzt mein Odo. Ein Formwandler ganz für mich allein, mein persönliches Star Trek. Du bist mein wahrgewordener Traum.«

»Es macht dir nichts aus?«

Sam sah ihm direkt in die Augen und tippte ihm auf die Brust.

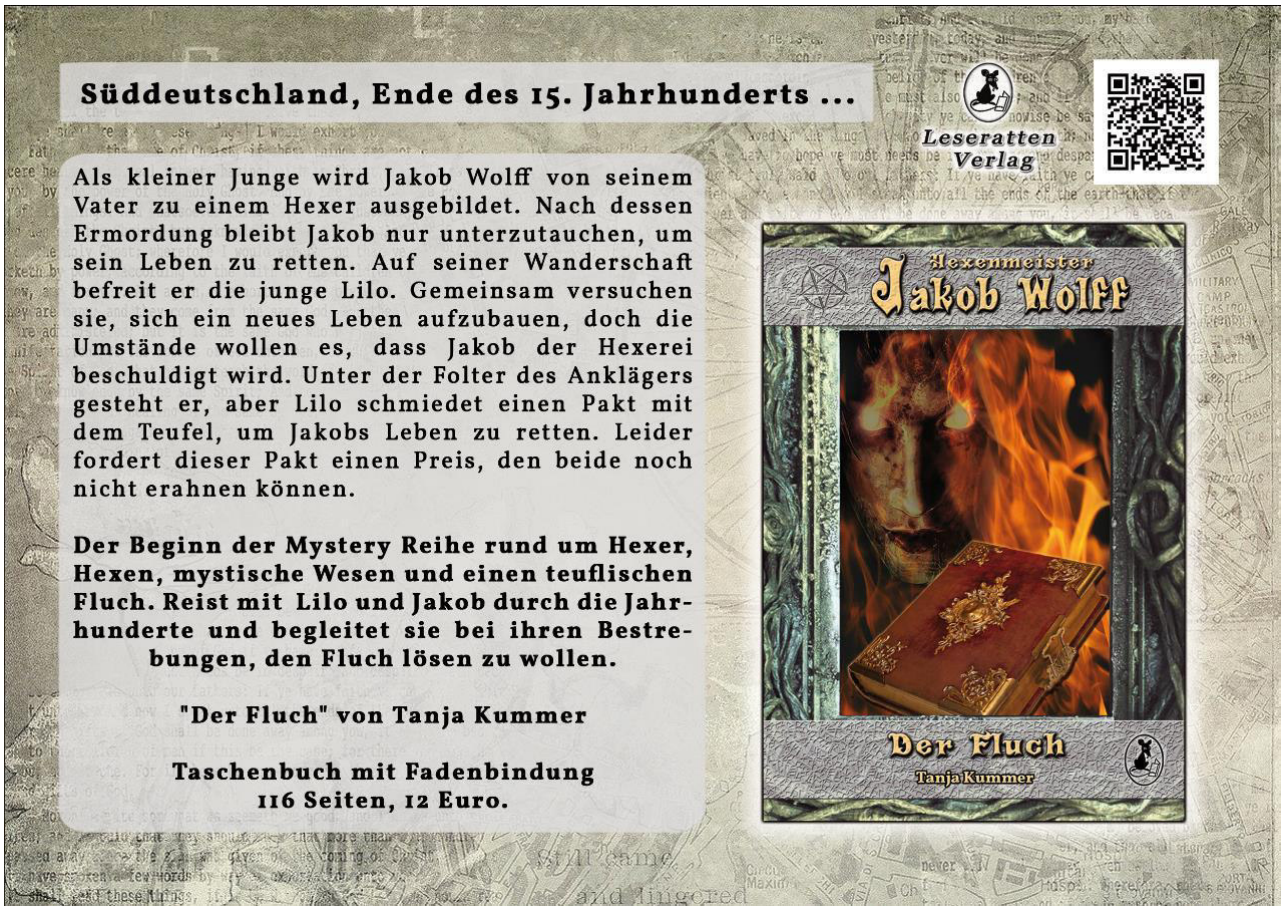
»Es ist nicht wichtig, wer oder was du bist. Es ist wichtig, wie du da drin bist.«

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Katja Rocker

Katja Rocker *wurde 1974 im malerischen Gebrüder-Grimm-Land Waldeck geboren. Seit mehr als 20 Jahren lebt sie mit ihrer Familie im nicht minder inspirierenden Rheinhessen, mit der Rheinromantik im Norden und der Nibelungensage im Süden. In den Genres und Themen ihrer Kurzgeschichten spiegelt sich die Vielfalt der Phantastik wider, es tummeln sich dort Figuren aller Art, angefangen von kleinen Waldschraten, großen Drachendamen, einem übergewichtigem Pegasus bis hin zu ätherischen Wesenheiten und Außerirdischen. Ihre Debütkurzgeschichten erschienen 2020 im Machandel Verlag.*

https://www.katja-rocker.de |
https://www.instagram.com/katjarocker



PALMENGARTEN

SARAH LUTTER

Noch einmal. Wenn er das noch einmal hören musste, dann würde er ... Würde er ... Ja was? Würde er wirklich zuschlagen? Ein Mann in seiner Position musste sich beherrschen, sicherlich, aber irgendwann war das Maß voll, und er musste es schon so lange erdulden. Er atmete tief ein und drehte sich von seinem Gegenüber weg, was anderes konnte er in dieser Situation nicht tun.

Er überlegte. Wie oft hatte er in den letzten Jahren diesen vermeintlichen Witz schon gehört? Zumal die Menschen sich auch immer wieder trauten, ihn damit zu konfrontieren, wenn sie ihn das erste Mal trafen.

»Keyser? Dann müssen Sie ja ein absolut treuer Monarchist sein.«

Nichts lag ihm ferner. Manchmal wusste er zwar nicht genau, was er war, aber ein Monarchist definitiv nicht. Dieses Ganze von Gottesgnadentum widerte ihn an, und auch wenn es jetzt einen Kaiser gab, machte es die Sache keinen Deut besser.

Allzu sehr durfte er sich aber nicht gehen lassen, denn in seinem Job bei der Frankfurter Polizei galt es, als Vorbild zu fungieren. Seine Uniform unterschied sich dabei von der seiner Kollegen, da er in einer speziellen Abteilung arbeitete.

Sein Bereich befasste sich mit Verbrechen, die nicht der klassische Diebstahl und die nächtliche Patrouille waren. Die Zeiten änderten sich rasend, und auch bei der Polizei hieß es, neue Wege zu gehen. Somit gehörte er einer kleinen Gruppe an, die sich mit den modernen Erfindungen und ihren Gefahren auseinandersetzte und auch bei größeren Veranstaltungen zugegen sein sollte.

Sein dunkelblauer Anzug mit passender Weste wurde vervollständigt durch schwarze kniehohe Stiefel. Anstatt eines Mantels trug er eine dunkelblaue Fliegerjacke, welche zudem das Abzeichen der Frankfurter Polizei aufwies, ihn aber von den anderen Polizisten unterschied. Sein einziges Schmuckstück war eine polierte Taschenuhr, deren Zahnräder er jeden Abend reinigte, um sich so von den Geschehnissen des Tages zu distanzieren. Zwar hatte er mit seinen 31 Jahren schon einiges an Erfahrungen sammeln können, doch trotz allem hielten ihn einige seiner Kollegen für einen Grünschnabel, der ungeachtet geringer Ermittlungserfolge bereits zu der Sondereinheit gehörte und damit dem Rang eines Offiziers nahekam. Er arbeitete oftmals allein, und sein erster großer Fall ließ auf sich warten. Was sein erster Fall schließlich werden sollte, hätte er bei Gott nicht geglaubt.

Es war der Morgen der Eröffnung des neuen Palmengartens. Am 16. März 1871 trat sein Vorgesetzter vor Thorsten Keyser, mit einer Depesche in der Hand.

»Sie müssen sofort zu dem Gelände des Palmengartens. Der Direktor hat mir eine verwirrende Nachricht zukommen lassen. Verschaffen Sie sich einen Überblick.«

Thorsten Keyser schritt die Treppen hoch zum Dach. Er war ein hoch gewachsener Mann, gut 1,90 Meter maß er, und trotz wenig Sport besaß er ein ausgeprägtes Kreuz. Er schob es auf das Manövrieren mit seinem Luftschiff, das er trotz dessen beachtlicher Größe – er konnte bis zu drei Passagiere mitnehmen – allein fliegen konnte. Sein einziges körperliches Manko, wenn man es überhaupt so nennen wollte, betraf seine Kurzsichtigkeit. Doch hier hatte ihm sein Optiker etwas ganz Modernes geschaffen: Angelehnt an die Fliegerbrillen, die jeder Luftschiffpilot trug, hatte er die Gläser mit Thorstens Sehstärke ausgestattet und sie ein wenig schicker gestaltet. So ließen sie sich nicht nur zum Fliegen, sondern ganztägig nutzen, denn schließlich wollte Thorsten keinen Kneifer oder gar ein Monokel tragen, er war ja schließlich kein Fatzke. Der Weg zu Fuß zum Palmengarten hätte zwar gerade einmal eine halbe Stunde gedauert, allerdings hatte die Nervosität seines Vorgesetzten nicht dazu beigetragen, dass er zu viel Zeit verschwenden wollte. Auf dem Dach koppelte er sein Luftschiff ab und war binnen kürzester Zeit in der Nähe des Palmengartens. Eine großflächige Wiese diente als Landefläche. Da im Umkreis noch nicht viele Gebäude standen, stellte die Landung auf dem Boden hier kein Problem dar.

In der Städteflucht hätte der Ballon leicht reißen können, daher waren an den höheren Gebäuden von Frankfurt überall die Haltezonen auf den Dächern angebracht.

Thorsten Keyser vertäute das Luftschiff und hielt nach dem Eingang Ausschau, wo ihn der Direktor erwarten sollte. Mit ausladenden Schritten näherte er sich dem Tor und sah den Direktor am Schloss hantieren. Mit seinen zitternden Händen war dieser kaum in der Lage, das Schlüsselloch zu treffen, und als Thorsten Keyser bis auf wenige Meter herangekommen war, fiel dem Direktor der Schlüssel endgültig aus der Hand. Hektisch bückte er sich, nur um sich beim Aufstehen den Kopf an der Klinke zu stoßen. »Ich habe es gleich.«

Thorsten Keyser stand inzwischen vor dem Tor und beobachtete den Direktor, wie er immer noch nicht in der Lage war, es zu öffnen.

»Reichen Sie mir den Schlüssel durch, dann öffne ich das Tor.« Es kostete Thorsten Keyser einige Überwindung, nicht laut loszulachen, aber die Aufgeregtheit des Direktors ließ ihn dann doch nicht kalt.

Nachdem das Tor endlich geöffnet war und Thorsten Keyser es hinter sich wieder verschlossen hatte, bemühte er sich um eine gewichtige Miene und gab dem Direktor die Hand.

»Thorsten Keyser, Sonderabteilung der Polizei Frankfurt. Sie hatten meinem Vorgesetzten eine Depesche zukommen lassen, dass Sie jemanden von uns zu sprechen wünschen?«

»Es ist eine Katastrophe. Und gerade heute! Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Können Sie mir ein wenig mehr erzählen, Herr …«

»Entschuldigen Sie bitte, Herr Keyser, ich bin völlig neben der Spur. Mein Name ist Professor Doktor Christoph Koller. Ich bin Direktor des Palmengartens und habe auch seine Planung überwacht. In knapp drei Stunden soll er für das Publikum eröffnet werden, und nun fehlt heute Morgen ausgerechnet das Herzstück in unserem Palmenhaus.«

»Und das wäre?«

»Die Amorphophallus.«

Thorsten Keyser musste erneut ein Grinsen unterdrücken.

»Was für ein Phallus?«, fragte der Polizist.

»Eine Titanwurz. Sie wurde uns von Madagaskar als Geschenk überreicht und sollte heute am Eröffnungstag oder spätestens im Laufe dieser Woche blühen. Es wäre das perfekte Bild zur Eröffnung für die Zeitungen gewesen – und nun ist sie fort.«

»Wer stiehlt denn eine Pflanze?«

»Deswegen sind Sie ja hier!«

»Dann lassen Sie uns einen Blick auf den Ort des Verbrechens werfen.«

Professor Koller drehte sich um und schritt Thorsten Keyser voran. Kurz grinste dieser in den Rücken des Professors. Wenn er das seinem Vorgesetzten erzählte, dass Staatsgelder verschwendet wurden, um eine Pflanze zu suchen, auf das Gespräch freute er sich schon jetzt.

Sie starrten in das Loch. Ein Loch in dem Gewächshaus.

»Hier. Hier stand sie. Herr Keyser, so tun Sie doch was!«

Herr Professor Doktor Christoph Koller war völlig außer sich.

»Hier stand das Prachtstück des Palmengartens. Was soll ich denn jetzt nur machen? In knapp drei Stunden ist die Eröffnung, und ich habe meine Hauptattraktion verloren. Wie soll ich denn so vor die Presse treten?«

»Können Sie das Loch nicht einfach zuschütten?«

»Wenn es denn so einfach wäre. Natürlich wurde die Errichtung des Palmengartens von der Presse beobachtet, und gerade diese Pflanze wurde bisher der Öffentlichkeit vorenthalten. Wenn ich zugeben muss, dass die Pflanze verschwunden ist …«

Thorsten Keyser begutachtete das Loch genauer. Das Schild daneben gab dem Interessierten Informationen darüber, woher die Pflanze kam und wie hoch sie wachsen würde. Das Loch schien sauber ausgehoben, und auf den ersten Blick entdeckte Herr Keyser keine Wurzeln im Boden.

»Waren in letzter Zeit fremde Personen auf dem Gelände?«

»Was glauben Sie denn, wie der Palmengarten entstanden ist?«

Professor Koller strich sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »In den letzten Wochen waren neben unseren Gärtnern Helfer und Helfershelfer beschäftigt, um alles zur heutigen Eröffnung fertigzustellen. Es müssen Dutzende von Menschen hier auf dem Gelände gewesen sein, die ich nicht persönlich kenne.«

»Können Sie denn eingrenzen, wann die Pflanze weggekommen sein könnte?«

»Die Amorphophallus wurde natürlich besonders begutachtet, da sie kurz vor ihrer Blüte stand. Mein Hauptgärtner hat sie gestern bei seiner Abendrunde noch gesehen. Als ich heute Morgen gegen halb sechs vorbeischaute, fand ich die Stelle so vor, wie Sie gerade vor Ihnen liegt.«

Thorsten Keyser zog die Stirn kraus. Wer konnte denn ein Interesse haben, eine Pflanze zu stehlen?

»Sind Sie sicher, dass die Pflanze gestohlen und nicht vernichtet wurde?«

»Schauen Sie sich den Aushub an. Jemandem, dem die Pflanze und ihr Fortbestehen gleichgültig wäre, hätte sich nicht solche Mühe gegeben. Sie sehen, es wurden keine Wurzeln beschädigt. Das heißt, es geht dem Dieb nicht um die Vernichtung der Pflanze, sondern um den Schaden am Palmengarten.«

Der Polizist nickte. Er verstand das Argument, zudem engte das den Kreis der Verdächtigten merklich ein. Welche Möglichkeiten sich daraus ergaben, war ihm in diesem Moment allerdings noch schleierhaft.

»Ich denke ja, es waren die Franzosen.«

Thorsten Keyser schaute den Professor irritiert an und fragte: »Wie kommen Sie ausgerechnet auf die Franzosen?«

»Nun, die Franzosen halten ja nicht hinter dem Berg, dass sie Madagaskar als Kolonie für sich gewinnen wollen. Da ist es ihnen sicherlich ein Dorn im Auge, dass die Herrscherin Ranavalona uns in Zeiten des Deutsch-Französischen Krieges ein solches Geschenk macht.«

»Ist das Ihrerseits nur eine Annahme oder können Sie Ihre Gedanken auch auf etwas stützen?«

»Kommen Sie mit in mein Büro. Ich habe vor zehn Tagen einen Brief erhalten. Den sollten Sie sich anschauen.«

»Wenn Sie nicht wollen, dass der Titanwurz etwas zustößt, erwähnen Sie sie weiterhin nicht gegenüber der Presse.«

»Haben Sie noch den Umschlag?«

Herr Professor Doktor Christoph Koller schaute zerknirscht drein.

»Nein. Ich wollte auch schon den Brief vernichten, aber ich habe es immer wieder vergessen. Allerdings, viel können Sie aus dem Brief ja nicht ableiten.«

Thorsten Keyser untersuchte das Papier. Eine etwas stärkere Dicke und eine gekürzte Länge der Seite konnten ein Hinweis darauf sein, dass es sich nicht um ein deutsches Papierformat handelte. Allerdings ließ sich kein Wasserzeichen erkennen. Somit war es nicht nichts, aber auch nicht besonders viel.

»Haben Sie um das Loch herum Spuren vom Abtransport gefunden? Die Pflanze schien ja nicht klein und leicht zu sein, sodass man sie einfach durch die Gegend tragen könnte.«

»Ja, außerhalb gab es Radabdrücke. Diese wurden aber nach einigen Metern weggeharkt. Somit ließ sich der Weg nicht weiter verfolgen. Ich sage Ihnen, es waren die Franzosen.«

Da er nichts Gegenteiliges behaupten konnte, blieb Thorsten Keyser erst mal stumm. Irgendetwas passte hier nicht. Er konnte es nicht benennen, aber an der Theorie mit den Franzosen kam ihm irgendetwas seltsam vor.

»Haben Sie die umliegenden Bauern gebeten, ihre Scheunen zu durchsuchen? Wenn die Pflanze heute Nacht entwendet wurde, kann sie ja noch nicht allzu weit entfernt sein.«

»Ein guter Gedanke, Herr Keyser. Ich werde mich mit meinen Gärtnern besprechen, und wir werden die umliegenden Bauern um ihre Mithilfe bitten. Noch gut zweieinhalb Stunden. Mir ist so bang. Ich sollte mir etwas für die Ansprache überlegen. Die Attraktion nicht da, und ich stehe da wie ein Depp.«

»Natürlich werde ich mein Möglichstes tun, Herr Professor. Aber die Zeit ist äußerst knapp. Ich werde mich als erstes zum französischen Konsulat begeben und dort mit dem Oberdiplomaten sprechen, ob es Hinweise auf eine Beteiligung Frankreichs gibt. Sobald ich Näheres weiß, werde

ich Sie per Depesche benachrichtigen. Kümmern Sie sich bitte derweil um die umliegenden Scheunen. Ich werde ein paar Hilfspolizisten zu Ihrer Unterstützung anfordern.«

»Ich wünschte, dieser Tag wäre schon vorbei. Bei nächster Gelegenheit werde ich meines Postens enthoben. Ein Direktor, der noch vor Eröffnung seine Hauptattraktion verliert. Sowas ist nicht tragbar.«

»Herr Professor, wenn ich mir die Anmerkung erlauben darf, vielleicht schaffen wir es noch rechtzeitig. Decken Sie das Loch mit einem Jutesack ab, und eventuell können Sie bei Eröffnung die Pflanze wieder einsetzen. Dann können Sie den Reportern ein sensationelles Bild bieten, indem Sie dabei sind, wenn das Prachtstück an seinen angedachten Platz gesetzt wird. Stellen Sie sich die Pressemitteilung und die Euphorie vor, wenn die Allgemeinheit das Foto sieht. Und wenn die Pflanze einige Tage später blüht, sind Sie ein gemachter Mann und keiner denkt mehr über Ihren Rücktritt nach.«

Doktor Koller schaute den Ermittler an.

»Sie wissen, wie unwahrscheinlich das ist?«

»Unwahrscheinlich vielleicht, unmöglich allerdings nicht. Ich werde mich jetzt aber auf den Weg machen, sonst kommen wir nicht voran.«

Herr Keyser gab dem Direktor noch einmal die Hand, verschwand durch das Tor und machte sich eilig auf den Weg zum nächsten Depeschenamt.

Einige Meter von dem Ladeplatz entfernt gab es eine kleine Hütte, die für die Außenbezirke als Depeschenamt diente. Er hatte bei seinem Vorgesetzten zwei Dutzend Hilfspolizisten zur Unterstützung angefordert, dabei allerdings verschwiegen, dass eine Pflanze gesucht wurde. Die Polizisten sollten sich bei dem Direktor melden, da er selber direkt zu einer Befragung aufbrechen würde.

Der Zeitungsjunge vor dem Depeschenamt erregte trotz Keysers Hetze seine Aufmerksamkeit. Die Titelzeile auf dem Frankfurter Dampf Blatt lautete: *»Deutsche melden erneut vier Patente für die Luftschifffahrt an – Britische Ingenieure sind entsetzt«*. Keyser drückte dem Jungen die gewünschten Pfennige in die Hand und überflog den Artikel. Persönlich freute er sich, wenn man beim Wettrüsten mit den Vereinigten Englischen Staaten die Nase vorne hatte. Bei der beginnenden U-Boot-Technik sah es für Deutschland zum jetzigen Zeitpunkt nicht gerade rosig aus, aber wenn …

Er würde nicht erst die französische Botschaft besuchen. Er hatte eine andere Idee.

Das Konsulat der Vereinigten Englischen Staaten lag etwas außerhalb vom Stadtmittelpunkt, und Thorsten Keyser vertäute gerade sein Luftschiff, als der Wachhabende an ihn herantrat.

»Wen darf ich melden, Sir?«

»Thorsten Keyser, Sonderabteilung der Frankfurter Polizei.«

»Sie möchten zu Diplomat Jonathan King?«

»Ja. Allerdings.«

»Haben Sie sich per Depesche vorher angekündigt? Oder anderweitig einen Termin vereinbart?«

»Da es sich um eine laufende Ermittlung handelt, konnte ich dies nicht tun. Nein.«

»Ohne Termin …«

»Herrgott noch eins! Ich habe eine Ermittlung zu leiten, stehen Sie mir dabei nicht im Weg!«

»Was ist das denn hier für ein Lärm?«

»Mister King, der Herr hier hat keinen Termin und besteht darauf, zu Ihnen vorgelassen zu werden.«

Jonathan King trat aus der Türzarge und musterte Thorsten Keyser. »Polizei?«

»Ja, Mister King. Ich bin in meiner Funktion als Ermittler der Frankfurter Polizei hier.«

»Danke, Mister Wheeler. Ich geleite den Herrn selbst in mein Büro.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

Thorsten Keyser und Jonathan King stiegen die Wendeltreppe zu den Büroräumen hinab.

»Nehmen Sie es Mister Wheeler nicht übel, aber er soll nicht jedermann reinlassen.«

Währenddessen huschte Mister Smith zwei Etagen tiefer über die Flure. Seines Zeichens Assistent von Mister King, war er im Konsulat das berühmte Mädchen für alles.

Besorgungen machen, Schreibtische aufräumen, Schuhe putzen, irgendwie zählte alles zu seinem Aufgabengebiet – und dabei war er derjenige, der

gegenüber den Deutschen am freundlichsten war. Rollten seine Kollegen oftmals mit den Augen, wenn ein Deutscher einen Kaffee statt eines guten englischen Tees bevorzugte, widmete sich Mister Smith mit der gleichen Hingabe der Zubereitung, als handelte es sich um Tee. Unter seinen Kollegen galt er eher als unscheinbarer Charakter. Das vermeintlich berühmte englische Exzentrische fehlte bei seinem Auftreten völlig.

Die beiden Herren traten in das Büro des Diplomaten und Thorsten Keyser nahm gegenüber von Jonathan King an dessen Schreibtisch Platz.

»Tee?«

»Ja gerne.«

Eigentlich hätte er um diese Zeit eher eine starke Tasse Kaffee zu schätzen gewusst, aber ihm war die Tradition des Teetrinkens vertraut, und er wollte den Diplomaten nicht verprellen.

Jonathan King läutete nach seinem Assistenten, und kurz darauf erschien ein derangierter Mann in der Tür. »Sie hatten geläutet, Sir?«

»Bitte einmal Tee für den Ermittler der Polizei und mich.«

Thorsten Keyser konnte nur aus dem Augenwinkel einen Blick auf den Assistenten erhaschen. Irgendetwas störte ihn an dessen Anblick. Doch schon im nächsten Augenblick flitzte der Mann in die entgegensetzte Richtung davon.

»Smith!«

Thorsten Keyser sprang auf und zur Tür. Am Ende des Ganges sah er Smith gerade noch um die Ecke biegen.

»Mister King, sagen Sie Ihren Leuten bitte, dass er das Haus nicht verlassen darf!«

»Warum, Sir?«

»Ich bin mir nicht sicher, aber seine Flucht spricht nicht gerade für ihn.«

Thorsten Keyser rannte die Flure entlang und kam letztlich vor dem großen Eingangsportal zum Stehen. Die Wachen dort hatten Smith aufgehalten und festgesetzt. Jonathan King war dem Ermittler gemächlich gefolgt. Er bat die beiden in das kleine Besprechungszimmer neben der Pforte.

»Warum sind Sie weggelaufen, Smith?«

Smith hüllte sich in Schweigen.

»Dann können Sie mir vielleicht erklären, warum Sie hier sind, Herr Keyser?«

»Aus dem Palmengarten wurde heute Nacht eine Amorphophallus entwendet, und ich bin damit beauftragt, die Pflanze vor der Eröffnung des Palmengartens in zwei Stunden wiederzubeschaffen.«

»Wie kommen Sie gerade darauf, dieses Konsulat zu konsultieren?«

»Nennen wir es Bauchgefühl oder Intuition. Die Flucht Ihres Assistenten gibt meiner Entscheidung auch Mut zur Hoffnung.«

»Smith. So reden Sie doch!«

Smith hüllte sich weiter in Schweigen.

»Was ist mit Ihrer Anzugsjacke geschehen?«

Nun wusste Keyser, was ihn beim Anblick des Mannes gestört hatte. Die Uniform saß tadellos, doch ein Riss am rechten Unterarm und das getrocknete Blut hatten ihn stutzen lassen.

Smith grummelte weiterhin.

»Smith! Machen Sie sich doch nicht unglücklich. Die Polizei ist schon hier. Also, was haben Sie gemacht?«

Smiths Blick hetzte von King zu Keyser und zurück. Ein hämisches Lachen drang aus seiner Kehle. »Diese verfluchten Deutschen …«

»Smith?!« Der Blick von Jonathan King spiegelte das Entsetzen eines englischen Gentleman wider. »Was haben Sie getan?«

»Das, was jeder Bürger der Vereinigten Englischen Staaten machen sollte, Sir!« Smiths Blick wurde starr. »Den Deutschen gezeigt, was es heißt, zu verlieren.«

»Smith, so nehmen Sie doch Haltung an!«

»Haltung?« Ein diabolisches Lachen folgte. »Haltung? Sie meinen, ich soll den Deutschen so in den Allerwertesten kriechen wie Sie und das ganze Konsulat? Nein Sir!«

»Smith. Was ist denn nur mit Ihnen los?«

»Merken Sie es denn nicht? Haben Sie die Zeitung nicht gelesen? Wieder haben die Deutschen vier Patente angemeldet, wieder übertrumpfen Sie unser glorreiches Heimatland. Es ist nicht zum Aushalten.«

»Aber Smith, was kann denn eine unschuldige Pflanze dafür?«

Thorsten Keyser hatte die ganze Zeit kein einziges Wort gesagt. Von der berühmten englischen Contenance war bei beiden Personen vor

ihm keine Spur mehr. Beide redeten sich zunehmend in Rage. Sein Gefühl hatte ihn nicht getäuscht.

»Das muss ich Ihnen auch noch erklären, Sir?« Smiths Kopf war inzwischen dunkelrot angelaufen, und sein Atem ging stoßweise.

»Sind Sie schon so germanisiert, dass Sie meine Beweggründe nicht verstehen?«

»Smith, Beweggründe hin oder her, aber Ihnen muss doch klar sein, dass ein klar denkender Mensch nicht nachvollziehen kann, was Sie sich bei dieser Aktion gedacht haben.«

»Sie wollten die englische Gartenkunst hochhalten.« Keysers Blick ruhte ruhig auf dem Assistenten.

Ein erschütterndes Lachen ging durch den schmächtigen Körper des Assistenten. »Das glaube ich einfach nicht. Der Deutsche hat es verstanden.« – sein Blick verfinsterte sich – »und mein Vorgesetzter hat es noch immer nicht durchschaut.«

»Aber, was haben Sie …«

»Mister King, ich kläre gerne später die Hintergründe mit Ihnen, aber die Eröffnung …« Im gleichen Augenblick klopfte es schwer an die Tür.

»Sir, ein Bote für Herrn Keyser.«

»Soll eintreten!«

Ein junger Bursche trat herein und salutierte vor Thorsten Keyser. »Die Pflanze wurde gefunden und wird in diesem Moment zurücktransportiert.«

»Gott sei Dank. Wo war sie denn?«

»Beim nahegelegenen Bauer Schmitt. Der Karren, mit dem die Pflanze transportiert worden war, stand noch hinter der Scheune und hat die Aufmerksamkeit des Bauern erregt. Die Pflanze ist unbeschädigt und sogar wohlwollend verpackt worden, damit sie nicht abstirbt.«

»Ich wollte ja auch nicht der Pflanze etwas tun. Ich bin Engländer! Ich liebe die Gartenkunst!« Smith schrie die Worte förmlich heraus.

»Aber dann noch einmal: warum?«

»Die Eröffnung einer solchen Parkanlage könnte in den Augen der Welt die Gartenkunst der Weltausstellung 1851 in London in den Schatten stellen, und das durfte aus Sicht Ihres Assistenten nicht geschehen. Gehe ich da richtig in der Annahme?«

Der Polizist wartete auf eine Reaktion.

Smith schüttelte sich. »Ein Deutscher, der von Gartenkunst und von Prestige spricht. Was ist mit dieser Welt nur geschehen?« Tränen rannen ihm über die Wangen, sein ganzer Körper begann zu zucken.

»Es tut mir leid, Mister King, aber ich werde Ihren Mitarbeiter verhaften müssen.«

»Kümmern Sie sich bitte um die Eröffnung. Ich stecke Smith solange in eine unserer Arrestzellen.«

»Danke. Ich komme nach den Feierlichkeiten wieder.«

Noch eine gute Stunde. Thorsten Keyser musste sich beeilen, um alles rechtzeitig zu regeln. Die Sorge war vollkommen umsonst gewesen. Nachdem Thorsten Keyser sein Flugschiff startbereit gemacht, zum Palmengarten gefahren und dort wieder vertäut hatte, sah er schon den aufregten Professor Koller am Tor stehen. Dieses Mal war er sogar in der Lage, das Tor selbst zu öffnen und den Polizisten in Empfang zu nehmen.

»Herr Keyser, ich bin Ihnen so überaus dankbar! Die Pflanze ist unbeschädigt und wird gerade in diesem Moment wieder an ihren Platz gebracht. Meine Reputation ist gerettet, und das alles haben Sie innerhalb so kurzer Zeit geschafft. Ich kann Ihnen nicht genug danken. Darf ich Ihnen die Amorphophallus in ihrer ganzen Pracht zeigen?«

Thorsten Keyser grinste, er machte sich nichts aus der Pflanze, aber es war offensichtlich, dass es Doktor Koller ein Bedürfnis war, ihm zu zeigen, was er geschafft hatte.

»Gerne, Herr Professor. Gehen Sie vor.«

Auch wenn er keine Ahnung von Pflanzen hatte: Die Amorphophallus sah schon wirklich beeindruckend aus.

»Wissen Sie, dass die Pflanze durch das ungewollte Umsetzen jetzt noch schneller blühen wird? Wahrscheinlich schon morgen. Ob der Dieb das bedacht hat?«

»Wohl eher nicht, Herr Professor. Ich bin mir gar nicht sicher, was er überhaupt gedacht hat.«

»Den Täter haben Sie auch schon? Nicht nur die Pflanze? Herr Keyser, Sie sind ein Genie.«

»Übertreiben Sie bitte nicht. Ich habe meinen Job gemacht.«

»Dann lassen Sie mich aber wenigstens sagen, dass Sie diesen wirklich gut gemacht haben. Darf ich Sie bitten, als mein Ehrengast an der Eröffnung teilzunehmen? Es wird nicht mehr als eine halbe Stunde dauern. Die wird Ihr Chef Sie doch wohl entbehren können.«

»Wenn ich so gut bin, wie Sie es gerade sagten?« Keyser verzog sein Gesicht zu einem Grinsen, während Professor Doktor Koller sichtlich betreten wirkte.

»Nun ja, ich …«

»Ich bleibe bei Ihnen. Wenn etwas ist, wird man mich schon rufen.«

Die Journalisten hatten sich vor Professor Christoph Koller aufgebaut und warteten gespannt auf seine Eröffnungsrede. Er hatte sich kurz zurückgezogen, um sich frisch zu machen und sich vor der großen Eröffnung zu sammeln.
Thorsten Keyser flanierte währenddessen auf dem Gelände. Schön war es geworden, und er konnte den Ehrgeiz des Professors nachvollziehen, dass es perfekt sein sollte.

Seine Gedanken gingen noch einmal zurück zu Smith. Wie hatte er als kleiner Mitarbeiter des Konsulats der Vereinigten Englischen Staaten von der Pflanze erfahren und eine solche Wut gegen die Deutschen aufbauen können, um diese Tat zu begehen?

Thorsten Keyser schlenderte zu der Plattform, die für die Rede aufgebaut worden war, und wartete auf die Ansprache des Direktors.

»Wenn Sie meinen, Ihnen würde das Glück immer so in den Schoß fallen und die Beweise immer so zufliegen, dann seien Sie gewarnt. Dies wird die Ausnahme sein. Falls Sie noch einmal mit Smith reden wollten, Sie hatten ihre Chance. Während Sie sich hier die Pflanzen anschauen, ist er in seiner Zelle gestorben. Schönen Tag noch, Herr Keyser.«

Thorsten Keyser schnellte herum. Wer hatte da mit ihm gesprochen? Da war doch niemand. Im Umkreis von hundert Metern war niemand. Eine Gänsehaut bildete sich auf seinen Armen. Mit wem hatte er es denn hier zu tun?

In diesem Moment betrat Professor Koller das Podium und begann mit seiner Ansprache.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Sarah Lutter

***Sarah Lutter**, geboren 1983, ging schon früh auf Verbrecherjagd. Da die Erwachsenenbücher als Kind für sie noch zu lang waren, gab es Kinderausgaben von Sherlock Holmes, Miss Marple und Kommissar Kugelblitz. Doch ihr Lesespektrum hat sich inzwischen merklich erweitert. Zudem hat sie sich den Traum von der eigenen Bibliothek erfüllt und teilt diese regelmäßig mit ihren Lesern: https://sarah83sbookshelf.blogspot.com/*

CODES

JOHANNES TOSIN

NACH EINER IDEE MEINES SOHNES MICHAEL

Zed saß auf einer Bank auf dem Badeplatz und blickte auf den See, der von einer Esche verstellt wurde. Etwas Glänzendes lag an ihrem Fuß, von der Bank aus ähnelte es einer Geldmünze, dabei war es eine Knopfbatterie. Niemand außer Zed war hier, sonst hätte er auch nicht nachgesehen. Doch da bemerkte er etwas: ein Code in der Baumrinde, der aus einem Buchstaben und einer Nummer bestand, zirka zwei Millimeter hoch. Der Code war nur versenkt, nicht mit Farbe ausgefüllt: B0000057.

Zed fand das sehr seltsam. Noch dazu war der Übergang von der Baumrinde zu den Ziffern gerundet. Es sah nicht so aus, als ob jemand den Code über einen Stempel mit einem Hammer hineingeschlagen hätte.

Zed ging den Badeplatz ab und suchte die anderen Bäume nach Codes ab, auch die Sträucher und sogar das Gras. Wäre es möglich gewesen, hätte er sogar bei den Vögeln nachgesehen, doch die waren nicht in seiner Reichweite. Er fand aber nichts.

Beim Einschlafen hatte er den Code in der Esche fast schon vergessen.

Zed wohnte alleine wie fast alle Menschen. Innerhalb einer Familie zu leben war ein seltenes Privileg. Bei jenen, denen es vergönnt war, passte alles – Genmaterial, Intelligenz, Ausbildung. Sie bildeten die Elite und bekleideten die besten Arbeitsplätze, überwachten die gesamte Fertigung einer Fabrik, und das bis zu zweiunddreißig Wochenstunden. Sie genossen den höchsten Lebensstandard, was bedeutete, dass sie mit den hochwertigsten Gütern versorgt wurden. Manche dieser elitären Menschen lebten auf eigenen Wunsch auch alleine, aber das waren nur wenige.

Daran konnte Zed nicht denken; er arbeitete sechzehn Wochenstunden, je vier Stunden von Montag bis Donnerstag, in einer Fertigungsstätte, in der Bleche gebogen, gestanzt und teilweise verschweißt wurden. Er beaufsichtigte drei Roboter, die die flachen Bleche in die gewünschte Form brachten. Sein Kollege Kah beaufsichtige die drei Roboter, die in der Produktionslinie daneben Bleche anders bearbeiteten. Menschen gab es nur noch selten in der Fabrikation von Waren, dann, wenn Kunstfertigkeit vor allem für Einzelstücke verlangt wurde. In der Massenproduktion von Waren arbeiteten nur noch Roboter Hand in Hand. Zed war neunundzwanzig. Er war schon höher in der Hierarchie seiner Firma, obwohl er nicht in ihrem Organigramm aufschien – dort erschienen nur Roboter mit den Prozessen, die sie ausführten, in allen Firmen war das so. Eigentlich musste Zed zufrieden sein.

Doch er strebte nach Höherem. Er hätte gerne in einer Familie gelebt, Kinder gehabt, eine Frau – statt sich mit dem Befriedigungsautomaten in seiner Heimstatt zu begnügen. Doch dazu langte es bei ihm nicht, bei allem Willen und allem Ehrgeiz würde er es nie so weit bringen.

Jetzt war also diese Sache mit dem Code an dem Baum in Zeds Geist gesetzt worden. Wozu diente er? Er musste zu etwas dienen, sonst wäre er nicht vorhanden.

Er blickte nach rechts, wo sein Kollege Kah saß. Kah, ein Jahr älter als Zed, war zugezogen, er stammte aus der Provinz Steiermark; er hatte einen Antrag gestellt, hier in der Provinz Kärnten leben und arbeiten zu dürfen, weil Kärnten südländischer war, was ihm mehr zusagte. Der Antrag war positiv beschieden worden. Kah war ein kluger Kopf, sonst hätte er nicht wechseln dürfen. Seit drei Jahren war er nun hier und arbeitete an Zeds Seite. Die beiden kamen gut miteinander zurecht. Kah war der Kommunikativere, nur waren lange Wortwechsel während der Arbeitszeit nicht gestattet.

Ein geflügelter Begriff zwischen ihnen war: »Als es noch Länder gab«, was bedeutete, dass dies lange her war, länger als dreiundsiebzig Jahre, um genau zu sein. Im Sinn einer weltweit einheitlichen Handelsordnung hatten sich die Konstrukte von Ländern als hinderlich erwiesen, deshalb waren sie abgeschafft worden. Um aber der regionalen Verbundenheit der Menschen Rechnung zu tragen, gab es nun viele Provinzen, in denen sie sich heimisch fühlten.

Zed brannte es auf der Zunge, er wollte nicht warten. »Sag mal, Kah«, begann er, »ist dir in der

Natur schon einmal ein Code aufgefallen?« Er musste relativ laut sprechen, da zwischen ihnen eine schulterhohe Plexiglaswand eingesetzt war. Auch falls es eine vertrauliche Information sein sollte, konnte Zed es nur am Arbeitsplatz erfragen, privater Umgang war den Beschäftigten nicht erlaubt. Es war ja so, dass Zed, Kah und Emm und Geh daneben optisch und akustisch überwacht wurden, diesmal von einer Maschine. Gut, jetzt war die Frage draußen, und Zed wartete auf Antwort.

»Du meinst den alphanumerischen Code, der jedes biologische Material kennzeichnet?«, fragte Kah zurück.

»Ja, genau. Woher weißt du davon?«, wollte Zed wissen.

»Bei mir zuhause hat uns das ein Professor in Lebenskunde erzählt. Weißt du nichts darüber?«, erwiderte Kah.

»Nein, ich habe keine Ahnung. Aber ich sah, dass ein Baum einen Code trug: B0000057«, sagte Zed.

»Es ist nichts Geheimnisvolles, es ist einfach so, dass jede Lebensform einen Code trägt, also Tiere, zu denen auch der Mensch gehört, und Pflanzen. B steht auf Deutsch für Baum, in englischsprachigen Ländern verwendet man ein T für tree, M steht für Mensch, bei Blumen ist der Buchstabenteil länger, zum Beispiel bedeutet BLR Blume-Rose. Alles Leben auf der gesamten Erde ist katalogisiert. Die Maschinen, unsere Wohltäter …«, sagte Kah nun besonders laut, »überwachen und regulieren den Besitzstand. Droht beispielsweise ein bestimmter Käfer auszusterben, sorgen die Maschinen dafür, dass sich die verbliebenen Exemplare besonders eifrig paaren, und sie siedeln sie an anderen Orten an. Die Codierung hat also einen sehr praktischen und wichtigen Sinn.«

»Ich verstehe«, bekundete Zed. »Und das lernt man in … Wo kommst du her, Kah?«

»Aus Gleisdorf, das liegt nördlich von Graz.«

Wieder etwas gelernt, dachte Zed später beim Nachhauseweg, der zu Fuß nur zehn Minuten dauerte, was von den Robotern so geplant war – Arbeitsplatz und Wohnraum sollten in der Nähe liegen, aber doch so weit, dass die Beschäftigten sich etwas bewegten und somit die Voraussetzung schufen, möglichst gesund zu bleiben. Zu Hause angekommen, zog Zed seinen weißen Overall aus, setzte sich in einen Stuhl und sah aus dem Fenster. Bis auf ein Paar mit Kinderwagen, Privilegierte, waren alle Menschen für sich, zwischen ihnen große Abstände – das wurde von den Maschinen verlangt. Zufallsbekanntschaften waren verboten, jeder Mensch durfte alle zwei Jahre drei Freunde wählen, mit denen er telefonisch oder schriftlich alle drei Tage für zwanzig Minuten kommunizieren durfte sowie persönlich einmal wöchentlich für eine Stunde.

Später aß und trank Zed, was die Maschine für ihn bereitgestellt hatte, in der Menge, die für ihn förderlich war. Danach sah er auf seinem Screen die Nachrichten, die fünfundzwanzig Minuten dauerten und speziell für ihn gefiltert wurden. Im Sommer gab es viele Waldbrände, aber jetzt war Herbst, es wurde von Beschlüssen, die Roboter aus verschiedenen Erdteilen miteinander aushandelten, berichtet und im Sportteil über Fußball, denn den gab es immer noch – jedoch mit gemischten Mannschaften aus Robotern und Menschen. Ein Mensch hatte überhaupt keine Chance gegen einen Roboter, allerdings waren auch die Roboter von sehr unterschiedlicher Spielstärke.

Um 22:24 Uhr ging Zed zu Bett, also sechs Minuten, bevor in seiner Heimstätte sämtliche Funktionen eingestellt wurden, einschließlich des elektrischen Lichts. Er drehte sich in Embryonalposition und dachte: Wenigstens meine Träume könnt ihr nicht kontrollieren. Und er träumte.

In seinen Träumen war er frei. Der Begriff der Freiheit hatte in dieser Gesellschaft kaum noch einen Wert, an seine Stelle waren Sicherheit, Versorgung, Konsistenz und allgemeines Wohlergehen getreten.

Zed träumte, dass er in ein ehemaliges Land reiste, von dem er erfahren hatte. Nicht einmal eine berufliche Reise, die es theoretisch geben könnte, sondern eine touristische – *island hopping*, in einem Land, das früher Griechenland geheißen hatte.

Es war ein wunderschöner Traum. Als Zed aufwachte, hatte er das Gefühl, tatsächlich von dieser Reise zurückgekehrt zu sein. In Wahrheit gab es keinen Tourismus mehr, dieser war von den

Robotern ersatzlos eingestellt worden. Schade, aber so war es eben.

Es war ein neuer Tag im alten Leben, das weiterging, so wie das Leben immer weitergeht, außer wenn man stirbt. An seinem Arbeitsplatz war es wie üblich. Wann hatte er eigentlich das letzte Mal den Notausknopf gedrückt?

»Vor mehr als zwei Jahren«, beantwortete Zed seine Frage selbst, »da hatte der erste Roboter zwei Bleche statt einem verarbeiten wollen.«

Allerdings begann ihm am frühen Nachmittag der Magen zu rumoren. Es war wechselweise ein Schmerz wie von einem tiefen Stich und einem kräftigen Kneten, zudem gab der Magen gurgelnde Geräusche von sich. Plötzlich verspürte Zed den Drang, sich sofort zu entleeren. Er eilte auf das WC. Helle Fäkalien rannen aus seinem After. Nach einer halben Stunde musste er wieder das WC aufsuchen. Der Stuhl blieb flüssig. Die Schmerzen blieben ebenfalls. Bei der dritten Sitzung eine Viertelstunde später vermeldete ein Lautsprecher im WC: »Aufseher Zed, Sie leiden an einer akuten Diarrhö. Bitte setzen Sie sich auf einen Stuhl am Gang. Medizinisches Personal wird Sie versorgen.«

Er wartete. Vom Mittagessen konnten seine Symptome nicht herrühren, denn das war immer einwandfrei. Es musste an ihm liegen. Er war froh, bald untersucht zu werden. Nun kam ein besonders großer Roboter auf ihn zu. Er blieb vor ihm stehen und fragte: »Sind Sie Aufseher Zed?« Dies musste eine vertrauensbildende Maßnahme sein, denn der Roboter wusste natürlich, dass es sich um Zed handelte, aber dadurch, dass er sich erkundigte, wirkte er ein wenig menschlich.

»Bin ich, ja«, gab Zed zurück.

Der Roboter trug ihn. In der Krankenstation im ersten Stock tastete ein Roboterarzt Zeds Bauch ab. »Tut es hier weh?«, fragte er.

»Ja«, sagte Zed.

»Hier auch?« Er drückte etwas weiter oben.

»Ja.«

Der Roboterarzt wies eine Roboterkrankenschwester an, ein bestimmtes Medikament aus einem Schrank zu holen. Sie nahm eine schwarze Tablette aus der Schachtel und reichte sie Zed: »Hier bitte.«

Zed schluckte sie.

»Ich vermute, dass es Ihnen von morgen an wieder besser gehen wird, Aufseher Zed. Bitte nehmen Sie nach jedem Stuhlgang, bei dem der Stuhl flüssig ist, eine dieser Tabletten ein«, sagte der Roboterarzt und überreichte Zed die Schachtel mit den schwarzen Tabletten. »Zusätzlich dreimal täglich eine Tablette von jenem Präparat«, fuhr er fort, schrieb »3 x 1« auf eine andere Tablettenschachtel, die er ebenfalls Zed übergab.

Zed musste an diesem Tag die Arbeit nicht wieder aufnehmen, was ihm sehr zusagte. »Soll der Transportroboter Sie nach Hause tragen?«, fragte eine zweite Rotoberkrankenschwester.

»Nein danke«, antwortete Zed, »ich werde es wohl alleine schaffen.« Zed ging los, er wollte keine Schwäche zeigen, brauchte aber um einiges länger als gewöhnlich. Zu Hause bereitete ihm sein maschineller Heimstattverwalter, der lautlos funktionierte, zuerst einen Kamillentee zu, später einen Russischen Tee. Zed bekam bis zum Abend auch nichts mehr zu essen, aber es ging ihm nicht besser.

Bis zum Morgen hatte er elf schwarze Tabletten verbraucht.

Gegen 07:55 Uhr holte ihn der Transportroboter ab. Zed wusste nicht, ob es derselbe wie der von gestern war, da sie alle gleich aussahen. Ihr Unterscheidungsmerkmal war ihre Fabrikationsnummer, doch Zed hatte die des gestrigen Roboters nicht beachtet. Der heutige trug die Nummer 49104, eine zirka zwei Zentimeter große schwarze Schrift auf rotem Grund. Mit den biologischen Codes hatte das nichts zu tun, wusste Zed sofort.

Auf der Krankenstation reichte ihm eine Roboterkrankenschwester eine Flasche mit der Aufschrift »NaCl«, eine Salzlösung also. »Diese Flüssigkeit reinigt Ihren Verdauungsapparat, Aufseher Zed«, sagte sie. »Bitte trinken Sie sie schluckweise. Sie werden erfahren, wann wir mit der Darmspiegelung anfangen können.« Zed trank. Bereits der erste Stuhlgang war ziemlich hell, der zweite war noch heller, und der dritte – nachdem er den Inhalt der Flasche ausgetrunken hatte – war dann ganz hell.

»Ihr Darm ist nun fast vollständig gereinigt«, sagte eine Lautsprecherstimme im WC.

Kurz danach trat ein Roboterarzt ein. Er gab Zed eine durchsichtige, kugelförmige Tablette mit einem Durchmesser von vielleicht sieben Millimetern. Zed schluckte sie.

»Jetzt müssen wir warten, bis Sie die Mikrokameraeinheit wieder ausgeschieden haben«, sagte der Roboterarzt. Er zeigte auf einen Bildschirm. »Sehen Sie, Aufseher Zed, sie ist gerade in Ihren Magen eingedrungen«, fuhr er fort.

»Wie lange wird das dauern?«, fragte Zed.

»Ungefähr sechs bis zehn Stunden. Sie können gerne diesen Screen nutzen«, der Roboterarzt zeigte auf ihn, »falls Ihnen langweilig sein sollte. Sie können sich auch auf der Liege ausruhen. Und natürlich nichts essen oder trinken.«

»Ja klar. Danke«, sagte Zed. Es war nicht notwendig, sich bei den Maschinen zu bedanken, aber Zed legte Wert darauf, zivilisiert zu erscheinen.

»Kein Problem, bis später«, sagte der Roboterarzt, bewegte sich aus dem Raum und schloss hinter sich die Tür.

Nach einiger Zeit kam eine Roboterkrankenschwester und nahm Zed über eine Vene Blut ab.

»Ist bei Ihnen alles in Ordnung, Aufseher Zed?«, fragte sie.

»Ja, danke«, entgegnete er. Manchmal sah er auf den Bildschirm, auf dem sein Innerstes abgebildet wurde, dann lag er auf der Liege, sah sich eine Aufführung von für ihn maßgeschneiderter Musik an, was ihn aber nicht begeisterte.

Er saß gerade untätig auf einem Stuhl, da spürte er den Drang, sich zu entleeren. Es war bloß die Mikrokameraeinheit. »Soll ich jetzt die Spülung betätigen oder nicht?«, fragte er. »Ja, bitte spülen Sie!«, antwortete die Lautsprecherstimme des WCs.

Ein paar Minuten später erschien der Roboterarzt. »Na, wie war es?«, fragte er.

»Relativ unspektakulär«, erwiderte Zed.

»Gut«, sagte der Roboterarzt. Er setzte sich an die Tastatur vor dem Bildschirm und spielte die Fahrt der Mikrokameraeinheit im Zeitraffer ab. »Sehen Sie, Aufseher Zed«, er spulte zurück, winkte ihn zu sich und wies auf den Bildschirm, »hier sind die Darmzotten, das sind Ausbauchungen der Dünndarmschleimhaut. Sie sind stark entzündet. Eine Antibiotikatherapie und Schonkost, und Sie sind in zirka zehn Tagen wieder auf dem Dampfer.«

Er hat wirklich »auf dem Dampfer« gesagt, überlegte Zed, die Roboter lernen kommunikationstechnisch dazu.

»Das Antibiotikum erhalten Sie von mir, um die Schonkost kümmert sich Ihr Maschineller Heimstattverwalter, Sie wissen ja, Aufseher Zed«, fuhr der Roboterarzt fort.

Er blieb jedoch vor dem Bildschirm sitzen, denn als er die Diagnose gestellt hatte, war die Mikrokameraeinheit erst beim Mastdarm, kurz vor dem After, gewesen, ab dort war keine Störung mehr zu erwarten gewesen. Der Roboterarzt spielte vor und sah sich die weitere Reise der Mikrokameraeinheit im schnellen Vorlauf an. Zed, der auf der Liege saß, bemerkte, wie der Roboterarzt stoppte und zurückspulte. Nun spielte er die Reise langsamer ab. Plötzlich stoppte er, spulte zurück und verfolgte einen kurzen Teil der Reise in Echtzeitgeschwindigkeit. Nach dem nächsten Stopp schaltete er den Bildschirm auf Schwarz.

»Entschuldigen Sie mich bitte«, sagte er zu Zed. »Warten Sie hier, es wird nicht lange dauern.«

»Was ist denn los?«, fragte Zed, aber der Roboterarzt hatte sich schon fortbewegt und drehte sich nicht um.

»Was soll denn sein?«, überlegte Zed. »Ich wüsste nichts, was man mir zur Last legen könnte.« Doch die Selbstberuhigung funktionierte nicht, Zed war nervös und unsicher, Magenschmerzen hatte er überdies.

Nach vielleicht einer Dreiviertelstunde öffnete sich ruckartig die Tür. Der Roboterarzt trat ein. Seine Miene war, sofern man das bei einem Roboter überhaupt beurteilen konnte, betrübt. Und er war nicht alleine. Er kam in Begleitung eines speziellen, großen Transportroboters, eines Verwaltungsroboters und – ganz seltsam – eines Roboters vom Gartenamt.

»Sie sind bekannt unter dem Namen *Aufseher Zed*?«, fragte der Verwaltungsroboter.

»Ja natürlich, das ist doch bekannt«, sagte Zed.

»Sie sind als Mensch aufgewachsen?«, fragte der Verwaltungsroboter weiter.

»Ja«, antwortete Zed.

»Sie sind aber kein Mensch«, sagte jetzt der Roboter vom Gartenamt.

»Wie bitte?«, fragte Zed.

Der Roboterarzt trat vor. »Wissen Sie, in Ihrem Schließmuskel fanden wir den Code B0840245«, sagte er. Jetzt ergriff wieder der Verwaltungsroboter das Wort: »Uns ist bekannt, dass Sie sich bei Ihrem Kollegen Kah nach der Bedeutung der Codes erkundigt haben. Nicht, dass dies verboten wäre, aber nun ist Ihnen bekannt, dass M für Mensch steht und B für Baum. Sie sind demnach ein Baum.«

»Aber nein, ich bin ein Mensch, auf jeden Fall doch, das muss ein Fehler sein!« Zed war ein wenig lauter geworden.

»Wir brauchen Verstärkung«, sprach der Verwaltungsroboter leise in sein Kommunikationsband am linken Greifarm. »Nein, es ist kein Fehler, keine Verwechslung oder dergleichen«, erklärte ihm der Roboterarzt, bemüht, ruhig zu wirken. »Wir haben diesen Code mit Ihrem Blut verglichen. Wissen Sie, der Code steckt im Genmaterial, er wird auch von den Lebewesen selbst erzeugt. Eigentlich ist es gar nicht nötig, ihn auszuweisen. Um es kurz zu machen: Auch Ihr Blut trägt den Code B0840245. Sie sind *Baum Zed*, und nicht *Aufseher Zed*.« Ein zweiter Verwaltungsroboter und ein weiterer Roboter vom Gartenamt bewegten sich auf das Krankenzimmer zu. An letzteren war eine große Zange montiert.

»Wir werden Sie jetzt einpflanzen«, sagte der Verwaltungsroboter, der bisher immer gesprochen hatte.

»Aber nein, nein, das ist doch Wahnsinn!«, schrie Zed. Der Transportroboter hatte ihn schon gepackt und hochgehoben. Er bewegte sich mit Zed, den zwei Verwaltungsrobotern und den beiden Robotern vom Gartenamt über den Flur der Krankenstation.

»Machen Sie es gut, Baum Zed!«, rief der Roboterarzt Zed nach.

Sie verließen die Krankenstation, überquerten einen Fluss, da blieb der Transportroboter stehen.

»Wir haben Ihnen einen schönen Platz ausgesucht, Baum Zed«, sagte der sprechende Roboter vom Gartenamt. Eine Grube war bereits ausgehoben. Der andere Roboter vom Gartenamt ergriff Zed mit seiner Zange und setze ihn in die Grube. Der erste füllte die Grube wieder mit Erde. Die zwei Verwaltungsroboter passten auf. Zeds Platz war nun am Flussufer, er sah das fließende Wasser.

Nachdem Zed eingepflanzt war, bildete er Wurzeln aus, ihm wuchs ein mit Rinde besetzter Stamm, sein Oberkörper verwandelte sich in Äste, die Zweige mit Blättern ausbildeten.

»Und das mit der Fotosynthese kriege ich auch noch hin«, sagte sich Zed.

~ ~ ~

Erstveröffentlichung 2022 | © Johannes Tosin

Johannes Tosin *wurde 1965 in Klagenfurt am Wörthersee geboren. Er ist Maschinenbauingenieur und Exportkaufmann. Er schreibt Lyrik, Prosa und Hörspiele, und er fotografiert. Er veröffentlichte Texte und Fotos in Zeitschriften, Anthologien und im Internet früher bei Telepolis und Stadtgemeinde Bleiburg und aktuell bei Twilightmag, Zarathustras miese Kaschemme, Sandammeer, Das Dosierte Leben, Phantastikon, verdichtet.at, in der Storyapp von brennt, Literatur.Report Kärnten, futura99phoenix, bei Kinder alles für Kids, BUCH13 und Schloss-Lektüre der Stadt Villach. Er ist Mitglied bei BUCH13 und dem Kärntner SchriftstellerInnenverband. Er lebt in Pörtschach am Wörthersee.*

SINN-SALABIM: NEIL GAIMANS BEDEUTUNGSZAUBER

EINE BEITRAG VON **DAVID A. LINDSAM**

Geschichten wollen erzählt werden

Viele in meiner Generation sind mit Gustav Schwabs (*Die schönsten*) *Sagen des klassischen Alterthums* (1838-40) groß geworden. Der schwäbische Pfarrer erzählt fast die gesamte griechische Mythologie kindgerecht (und »für Frauen«) in 3 Bänden nach und wurde damit weltweit bekannt. Und auch die nächste Generation, meine Kinder, sind mit Achill, Hektor, Odysseus, Circe, den Zyklopen, all den großen Helden und Monstern bestens vertraut.

Haben diese alten Geschichten womöglich in jeder Zeit etwas zu sagen?

Klingt jedenfalls gut, wenn man als Roman-Autor gerne darauf zurückgreift. »Mythen haben mich schon immer fasziniert«, verrät uns einer der berühmten, Neil Gaiman, in dem festen Glauben, dass sie »etwas grundlegend Lebendiges sind, mit dem man arbeiten kann.« (*Beobachtungen aus der letzten Reihe*, 78). Deshalb sieht er einen »wichtigen« Teil seiner schriftstellerischen Tätigkeit darin, »Mythen immer wieder zu erzählen« (*Beobachtungen*, 81). »Diese Geschichten haben Macht« (*Beobachtungen*, 85). »Tatsächlich sind sie das Wichtigste, was es gibt« (*Beobachtungen*, 40).

All diese klugen Dinge hat der in Südengland geborene Autor, der übrigens alle Preise abgeräumt hat, die es für Comics und fantastische Literatur zu gewinnen gibt, zu verschiedensten Anlässen (Awards, Einleitungen) zum Besten gegeben, zusammengefasst in angelsächsischem Stil in einer Essaysammlung: »Beobachtungen aus der letzten Reihe« mit dem bezeichnenden Untertitel »… und wieso wir Geschichten brauchen«.

Als ich diese Essays gelesen habe, ging mir ein Licht auf, warum Gaimans Bücher ein so breites Publikum weit über die Fantasy hinaus erreichen. Es ist sein spezieller Stil, dass er immer mit gehaltvollen, oft mythologischen Stoffen experimentiert und diese in moderne Geschichten einbindet. Das macht er in unnachahmlicher Weise. Und ich habe eine Idee bekommen, warum mir persönlich viele seiner Romane nicht gefallen. Beides versuche ich zu erklären.

Dinge bedeuten mehr

Aus dem Nähkästchen des Erfolgsautors

»Ich werde euch ein Geheimnis unseres Handwerks verraten«, vertraut uns der Erfolgsautor an. »Es geht um den Zaubertrick, auf dem alle guten Geschichten beruhen (…).« Tata … jetzt kommt‘s: »Die Dinge haben nicht immer nur eine wörtliche Bedeutung, sondern meistens bedeuten sie mehr.« (*Beobachtungen*, 296).

Hm … Mehr an Bedeutung … Wie meint er das genau? Ich habe weiter nachgelesen:

Erstens muss der »Leser« »Teil der Magie« werden, indem er »sich selbst einbringt« und »sich sein eigenes Buch« baut, und zwar indem der Autor vieles »nicht« erzählt (*Beobachtungen*, 225, 60).

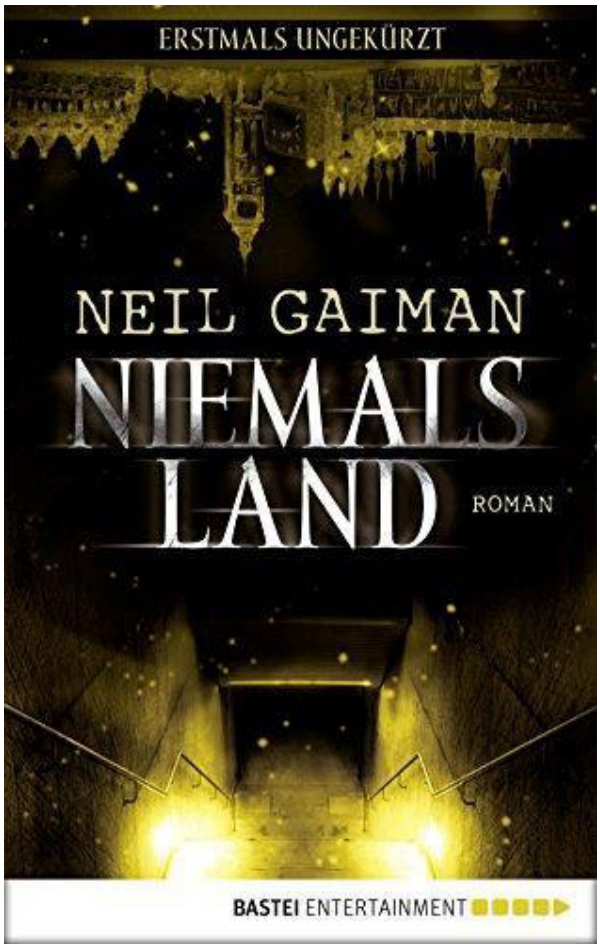
Zweitens geht es darum »Geschichten zu erzählen, die Gewicht und Bedeutung haben«, wie die über »Götter und Mythen«, eine »Literatur der Vorstellungskraft«. Dann gelingt es, »Dinge von Bedeutung zu vermitteln« (*Beobachtungen*, 231).

Zwei hilfreiche Ansätze

Erlaubt mir zwei Absätze Theorie, um das schriftstellerische Konzept von Neil Gaiman besser greifbar zu machen.

Menschliches Verstehen setzt immer voraus, dass etwas sinnvoll ist, was der Psychologe Hans Hörmann (1924-1983) »Sinnkonstanz« (*Meinen und Verstehen*, 1976) nennt. Jeder Text, jede Äußerung ist durch die sprachlichen Ausdrücke unzureichend festgelegt im Sinngehalt. Wie ein »Sog der Erwartung« (208) konstruiert das

menschliche Gehirn als »aktive Leistung« (210) die Bedeutung aus der eigenen Sichtweise.
Auf literarische Texte bezogen hat Wolfgang Iser (1926-2007) auf dieser Basis die Theorie der »Leerstellen« (*Der Akt des Lesens*, 1984) entwickelt, die eine »Besetzbarkeit einer bestimmten Systemstelle im Text durch die Vorstellung des Lesers« (284) meint.
Beides miteinander verknüpft heißt: Als Leser:in konstruieren wir immer mithilfe unserer Fantasie die Bedeutung eines Textes, weil Sprache grundsätzlich nicht alles festlegt. Dieses Mittel lässt sich aber auch bewusst steigern, indem Metaphern, offene Bilder, Andeutungen, Verweise, bewusste Brüche, Symbolträchtiges, mythologisch geprägte Elemente u.v.m. verwendet werden, die eine Projektionsfläche für Bedeutung schaffen und dem Leser das Gefühl vermitteln, dass seine eigene Welt sich darin widerspiegelt.
Wenn dies auf eine geschickte Weise gelingt, wird man ein Werk als »poetisch« oder »episch« wahrnehmen. Wenn nicht, kann es auch überzogen wirken und man denkt: was für ein idiotischer Fantasy-Mist.
Schauen wir uns doch mal das Romandebüt von Neil Gaiman daraufhin an.



Niemalsland – Sinn-Bild für die Suche

»Fragst du dich auch manchmal, ob das hier alles ist?« (*Niemalsland*, 384), grübelt Richard, nachdem er sein altes Leben wiederhat, Penthouse in London, Junior Partner bei der Arbeit, Verlobte inbegriffen. Inzwischen hatte er in dem London unter der Stadt so viel Unglaubliches erlebt, dass ihm das normale Leben fragwürdig erscheint. Aber beginnen wir am Anfang.

Tube-Queste

Der Mittzwanziger Richard kommt als Wertpapierhändler nach London, wird von dem Großstadttreiben vereinnahmt wie auch von einer toughen Frau, die selbst noch erfolgreicher ist und ihn für die Liebe und Museumsbesuche nutzt. Plötzlich fällt ihm eine mädchenhafte Frau (Door) vor die Füße, schmutzig und schwer verletzt, die er vor ihren Verfolgern versteckt und versorgt. Diese barmherzige Tat hat fatale Folgen. Seine Verlobte gibt ihm den Laufpass. Und er wird in Doors Angelegenheiten verwickelt, die ihn durch einen Kanaldeckel auf die Dächer eines anderen London, des *Unterlondon* führen, wo er einen windigen Typen, den Marquis de Carabas, für sie anheuern soll. Als er zurückkehrt, kennt Richard niemand mehr. Sein Leben in »Ober«-London ist wie ausgelöscht.
Ihm bleibt nichts anderes, als Door zu suchen, in der Hoffnung, dass sie etwas an seinem verlorenen Leben ändern kann. Eine aristokratische Ratte bringt ihn nach Unterlondon, wo er von der Rattensprecherin Anaesthesia zu einem schwimmenden Markt begleitet wird. Als er dort schließlich Door trifft, die in dem dunklen und armen Unterlondon bekannt ist und nach den Mördern ihrer Familie fahndet, schließt er sich ihr erst einmal an. Mit einer Leibwache, Hunter, und dem Marquis de Carabas finden sie den Weg zum Engel

Islington, der ihnen für einen Schlüssel alles verspricht. (Das hätte einem zu denken geben können, schließlich weiß man, dass auch Engel fallen können!)
In einem Kloster wartet eine Prüfung auf die drei, bevor sie den Schlüssel erhalten. Richard wird als letzter mit seinen Schatten konfrontiert, ein Verlorener zwischen den Welten zu sein, aber er besteht. Auf dem Weg zurück zum Engel, dem sie den Schlüssel bringen wollen, müssen die drei durch ein Labyrinth, ein Monster besiegen, um dann der bitteren Wahrheit ins Auge zu sehen, dass es der gefangene Engel Islington war, der auf Door das brutale Mörder-Pärchen angesetzt hat, das ihre Familie ausgelöscht hat.
Tja. Auch Engel lassen sich überlisten, und mit dem Schlüssel, der der »Schlüssel zur ganzen Realität« (*Niemalsland*, 360 f) ist, gelangt Richard wieder in sein Ober-London und die eigene Welt zurück. Aber dort gefällt es ihm jetzt nicht mehr …
Die Handlung webt sich um alle bekannten und unbekannten U-Bahn-Stationen in London und wird damit zu einer Art Tube-Queste. *Neverland* ist Neil Gaimans erster Roman aus dem Jahr 1996, als er sich mit den *Sandman*-Comics bereits einen Namen gemacht hatte. »(…) ich wollte von den Menschen erzählen, die durchs Raster fallen, zum ersten Mal von den Besitzlosen erzählen – mit dem Spiegel der Fantasy, der uns manchmal Dinge zeigt, die wir schon so oft gesehen haben, dass wir sie nicht mehr wirklich sehen« (*Niemalsland*, 8 f.).

Stationen der wilden Fahrt

Ganz ehrlich: Ich habe selten in einem Buch so wenig von den Details verstanden wie in diesem. Szenenwechsel wie am Bahnsteig vorbeirauschende Züge, eine Rattenplage an Logikbrüchen, aus dem Dunkel der Schächte auftauchende Zombies, Vampire, Bestien, Engel und Helden. Und immer wieder U-Bahn-Stationen, deren Namen symbolisch für die Handlung werden.
Neil Gaimann verquickt in diesem Roman hemmungslos und wild Londoner Realitäten mit Elementen aus allen möglichen Geschichten, Symbolen und Mythen. Zugutehalten muss ich ihm, dass er dabei feinsinnig alle kleinen Stränge im Blick behält, so dass alles verknüpft wirkt, auf der erzählerischen Ebene wie ein Ganzes erscheint und rund wirkt.
Wird diese Stimmigkeit nur suggeriert? Ist es künstlerisches Raffinement, meiner inneren »Sinnkonstanz« durch fest ineinander verwobene Erzählfäden Sinnhaftigkeit vorzugaukeln? Im Einzelnen bleiben die Elemente nämlich lose, offen für alles Mögliche, was man hineinlesen mag. Nur um einen kleinen Eindruck zu vermitteln:
Der Engel Islington – eine Erzengelfigur vor einem Gasthaus im Stadtteil Islington – ist ein Büßender für den Untergang von Atlantis, Door sinnigerweise eine Türöffnerin, der Marquis de Carabas ein alter Name für den Gestiefelten Kater.
Anaesthesia, die Begleiterin, bedeutet griechisch Empfindungslosigkeit. Die Bestie herrscht im Labyrinth, versperrt den Zugang zum Engel wie der Minotaurus, und nur ihr Jäger (namens »Hunter«) kann sie mit dem einen Speer (Heilige Lanze) töten. Das Blut der Bestie wird für symbolische Handlungen genutzt (Benetzung von Stirn und Zunge). *Mansfield Park* von Jane Austin taucht mehrfach auf. Ein geheimnisvolles »Kästchen« erweckt jemanden von den Toten. Zwei grobschlächtige Assassinen, die angedeutet schon Jesus kreuzigten, essen den Inbegriff von Kultur, eine Ming-Vase …
Es ist endlos und die Aufzählung nur ein Bruchteil. Vermutlich habe ich zudem nur einen Teil aller Mythen und Symbolik bewusst wahrgenommen, die zu einem Mehr an Bedeutung einladen …

Überfrachtung oder eine poetische Himmelspforte

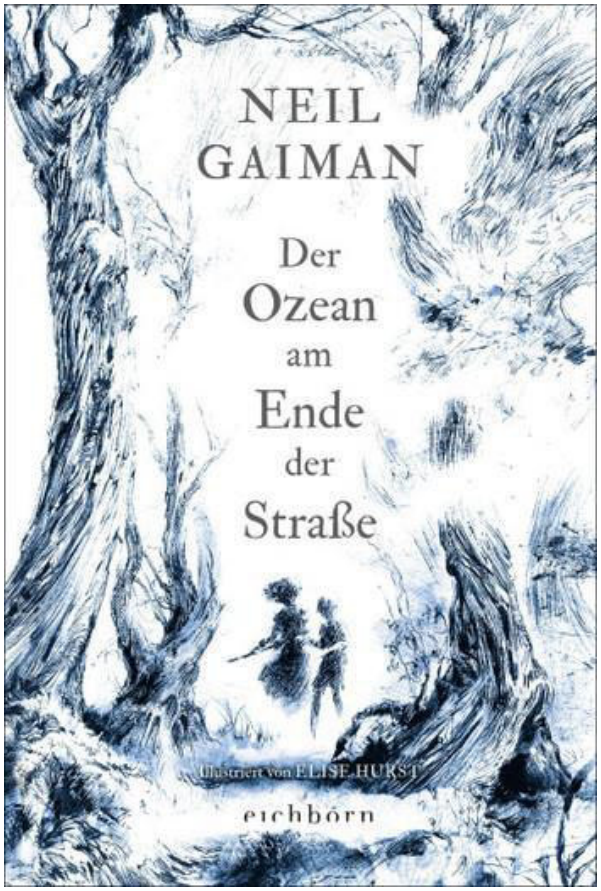
Ist diese Ansammlung von bedeutungsoffenen Elementen eine Überfrachtung oder ein »Schlüssel zur gesamten Realität« (*Niemalsland*), gar eine poetische Pforte in himmlische Gefilde?
Bei *Neverland* habe ich in meinem eigenen Horizont, eine Anschließbarkeit für all diese bedeutungsvollen Elemente gefunden. Ich liebe London, seine U-Bahnstationen und die »Vorstellung, dass es weitere Welten unter dieser gibt, dass London magisch und gefährlich ist und dass die unterirdischen Tunnel so abgelegen,

geheimnisvoll und vermutlich auch von Yetis bevölkert sind wie der Himalaya«. So wollte es Neil Gaiman schreiben, und das fiel bei mir auf fruchtbaren Boden.

Steigerung der Bedeutungstrickserei

Ein kurzer Blick auf zwei weitere Werke über die Schaffensperiode hinweg zeigt, dass Neil Gaiman seinem Stil grundsätzlich treu geblieben ist, ihn vielleicht sogar noch verstärkt hat. Mir ist es bei diesen Büchern tatsächlich nicht mehr gelungen, die »Leerstellen«, das Mehr an Bedeutung mit eigenen Vorstellungen als Ganzes zu füllen.

Der Ozean am Ende der Straße



Das bisher letzte Buch (2013) von Neil Gaiman ist vergleichsweise kurz. Bei einem Besuch an einem Ententeich taucht ein Mann tief in die Ereignisse ab, die er als Siebenjähriger erlebt hat. Voller Gewalt, Grusel und einer tragischen Freundschaft; düster, stimmungsvoll und wirr. Ein Buch über »kindliche Hilflosigkeit«, über die »Unverständlichkeit der Erwachsenwelt« und über die eigene Kindheit, die autobiographisch heraufbeschworen wird (*Beobachtungen*, 113).

Was soll ich sagen? Vielleicht war meine eigene Kindheit nicht unglücklich genug, um die gleichen Ängste empfunden zu haben. Vielleicht sind aber auch einfach die Themen und Bilder übergroß, fast zu bedeutungsschwer, sodass sie kippen und sich entleeren.

Zu viel weite Welt in einem kleinen Teich, zu viel Philosophie in der Seele eines Siebenjährigen, zu viel Allegorie für Sinniges. Der kleine Kindheits-Teich geht in der unendlichen Weite des Bedeutungs-Ozeans unter …

In überreichem Maße nutzt Neil Gaiman Mythen, Legenden, fantastische Elemente und Symbolik, was für manche wie ein »poetisches Juwel« (Daniel Kehlmann) erscheinen mag, für mich aber einfach des Guten zu viel war, barock pompös, schön, aber ebenso abgeschmackt.

American Gods

In dem Buch über die Götter der Amerikaner, das 2001 erschien, ist das Prinzip, Mythen in die Moderne zu packen, auf die Spitze getrieben. Die alten, nordischen Götter sind in reale Figuren inkarniert und kämpfen gegen das Vergessen und die neuen Götter wie Internet und Fernsehen. »Der Roman ist der Versuch, mir Amerika zu erklären und zu verstehen« (*Gods*, 8), sagt der Autor, und »viele der Schlüssel, die ich verwendet habe, um Amerika aufzuschließen, sind germanischen Ursprungs«.

Aha. Und warum sind die Hauptakteure Odin und Loki, obwohl die Wikinger nun gerade nicht zu den Einwanderern gehörten, die Amerika besiedelt haben (auch wenn sich die Angelsachsen das gerne so vorstellen)? Das ist seltsam eklektizistisch und nicht im Geringsten repräsentativ für die große Zahl an Einwanderern aus Europa, Asien, Südamerika und vielen anderen Ländern. Und deshalb kann es m.E. auch gar nicht in den Kern dessen vorstoßen, was Amerika in seinem Selbstverständnis ausmacht.

Der Roman ist ein großartiges Roadmovie, insofern durchaus amerikanisch, die Geschichte um die

Hauptperson Shadow psychologisch interessant, aber gerade das Neuerzählen von nordischen Mythen im modernen Amerika funktioniert hier gar nicht, stört und bläht das Werk unnötig mit bezugsloser Bedeutung auf. Schade.

Fazit – Was es bedeutet, liegt im Auge des Betrachters

Das Spiel mit der Bedeutung ist offensichtlich nicht leicht. Wenn die Leser:innen die »Leerstellen« füllen können mit der eigenen Geschichte, den eigenen Vorstellungen, dann funktioniert ein Roman. Wenn es zu viele einzelne Elemente gibt, die nur mit Bedeutung locken und kein Ganzes ergeben, zerbröselt die Geschichte, und sie wird sinnlos.

Ich bin mir sicher, dass Neil Gaiman gerade deshalb so erfolgreich war, weil es ihm gelingt, eine filigran komponierte Erzähllinie zu gestalten, die hohe Stimmigkeit, Kohärenz, Sinnhaftigkeit schafft (oder suggeriert), und weil er gleichzeitig viele Angebote für die Anschließbarkeit des Leserhorizonts über bedeutungsoffene Elemente wie Mythen, Symbole, Bilder und mehr macht.

Das ist hohe Kunst.

Trotzdem – um mein Urteil mit der Stimme des Meisters selbst zu intonieren: »Es gibt Dinge, die man bewundert und trotzdem nicht mag« (*Beobachtungen*, 344). Tut mir leid.

Ein großer Kopf, unglaubliche Geschichten, faszinierende Welten, sympathische Ansichten, aber für mich einfach zu viel Herumexperimentieren und -tricksen mit nur scheinbar bedeutungsvollem Stoff, der sich oft als schal und wenig sinnig erweist.

Die Beschäftigung mit allen Büchern hat sich dennoch gelohnt. *Die Beobachtungen aus der letzten Reihe* haben mich am meisten begeistert, *Niemalsland* war eine berührende wie lebensechte Märchen-Fantasy, *American Gods* hartes mythologisches Kauderwelsch und der *Ozean am Ende der Straße* ein pompös inszeniertes Kindheitsdrama. Aber das kann natürlich an meinem begrenzten Bedeutungshorizont liegen …

Bleibt nur noch, einen Zauber auszusprechen, der unserem Halbheld Richard im Niemalsland widerfährt. Sinn-salabim: »Und hier ließen ihn die Metaphern im Stich. Er hatte die Welt von Verbildlichung und Vergleich hinter sich gelassen und war an einen Ort gelangt, wo die Dinge einfach nur sind, und das machte etwas mit ihm« (324). Das wäre schön …

© Cover S. 80: Bastei Lübbe
© Cover S. 82: Eichborn Verlag

- Neil Gaiman: *Beobachtungen aus der letzten Reihe*.Eichborn 2017 (2016)
- Neil Gaiman: *Niemalsland*. Eichborn 2016 (1996)
- Neil Gaiman: *American Gods*. Director´s Cut, Eichborn 2015 (2001)
- Neil Gaiman: *Der Ozean am Ende der Straße*, Bastei Lübbe 2016 (2013)

AM ANFANG WAR DAS BILD

EINE REZENSION VON **YVONNE TUNNAT**

Als ich die Ausschreibung damals gesehen hatte, fand ich es ja schon originell und war sehr gespannt auf das Ergebnis. *Am Anfang war das Bild* ist die Anthologie in 2021, die mir bisher am besten gefallen hat – und ich habe immerhin 27 andere SF-Anthologien gelesen. Bei der *EXODUS* – wie auch bei vielen anderen Anthologien, speziell denen vom Hirnkost-Verlag, etwa *Pandemie*, *Der grüne Planet* oder *Macht und Wort* – werden die Illustrationen stets erstellt, wenn die Geschichte schon vorliegt. Hier war es umgekehrt. Die Bilder lagen zuerst vor und inspirierten zu rund neunzig Geschichten, die einreicht wurden. Davon wurden achtzehn für die Anthologie ausgewählt. Beim Lesen ist zu merken, dass die Geschichten tatsächlich von den Bildern inspiriert waren. Die stammen nicht aus einer Schublade und wurden ein wenig zurechtgebogen. Das Innere, das Herz der Geschichte, ist das erwählte Bild. Besonders schön ist auch der kleine Abschnitt hinter jeder Kurzgeschichte, wie die jeweilige Story entstanden ist. Quasi ein kleines Making-of. Meine persönlichen Highlights dennoch zuerst:

»Onkel Nate oder die hohe Kunst, aus dem Fenster zu schauen« von Janika Rehak

Der Ich-Erzähler kümmert sich um seinen wirklich alten Onkel Nate, der siebzig Jahre am Meer verbracht hat. Der Protagonist heißt ebenfalls Nate, wird aber von seinem Onkel (und allen anderen) »Junior« genannt. Die beiden verbindet diese besondere Freundschaft, die man zwischen Familienmitgliedern manchmal hat. Das Schöne ist: Das steht alles irgendwie zwischen den Zeilen.

Onkel Nate spricht schon seit langer Zeit von Allison, die ihn einst besucht hat und in die er sich verliebt hat. Sie hat ihn »nur mal kurz« verlassen, um ihm ein Ticket in ihre Welt zu besorgen, und seitdem wartet Onkel Nate auf sie. Hat nie geheiratet. Sie wird kommen. Sie kommt zurück.

Auch der jüngere Nate, »Junior«, ist allein. Er scheut sich davor, eine Partnerschaft einzugehen, hat aber seit längerer Zeit online Kontakt zu einer Frau, Erin.

Das Ende hat mich komplett überzeugt. Plus, die Autorin hat es einfach drauf, einmal ums Eck zu zeigen, was sie sagen will, durch treffende Details und tolle Ideen. Die kann ich gar nicht alle auflisten, aber ich bin auf alle neidisch und sehr begeistert.

Ein Beispiel: Cousine Hettie zweifelt laut daran, dass Allison jemals wiederkommen wird, aber Onkel Nate lächelt ihre Zweifel einfach nur weg. Hettie ist kürzlich verlassen worden, und ihr Ex ist mit einem Koch durchgebrannt, der den tollen New Yorker Cheesecake backt. Die Szene schließt ab mit dem Satz: *»Ich verzieh Hettie, weil Nate es tat. Trotzdem kaufe ich jedes Mal New Yorker Cheesecake, wenn sie zu Besuch kam.«*

Beim zweiten Lesen fiel mir auch auf, wie gut die Autorin hier *Show don't tell* bedient, so dass ich es beim ersten Mal sogar stellenweise übersehen hatte. Nate »Junior« chattet mit Erin, seiner Online-Flamme, die er noch nie persönlich

getroffen hat. Sein Onkel Nate ruft ihn, er tippt *»Sorry, wichtiger Anruf«*.

Wie sollte ich das interpretieren? Als Lüge? Als Ungenauigkeit? Will er Erin nicht genau erklären, warum er aufhören muss zu chatten, oder hat es zu eilig? Eigentlich weiß sie ja von Onkel Nate und wie es ihm geht, das hat er ihr alles erklärt, also könnte er auch *»Sorry, Onkel Nate braucht mich«* schreiben.

Solche Stellen finde ich als Leserin sehr interessant, weil sie nicht erklärt werden und ich mir selber ein Bild machen kann.

Schönes Detail: Allison fragt, als sie ankommt, zunächst *»Welches Jahr?«*

Sie weiß also, wo sie ist, aber nicht, wann. Entweder ist sie lediglich in der Zeit gereist oder sie ist zwar im Raum gereist, weiß aber genau, wohin.

Hier bleibt eine Menge offen, aber meiner Meinung nach ist der SF-Anteil ausreichend hoch. Ich zitiere: *»Mir erschloss sich nie so richtig, ob Allison aus der Zukunft gekommen war, von einem anderen Stern, mit einem Kometenhagel abgestürzt war oder aus einer Art Cyberversion von Wolkenkuckucksheim stammte.«*

Diese Details sind für den Plot eigentlich nicht wichtig, aber es macht Spaß, darüber zu spekulieren und nach Hinweisen zu suchen.

Die A-Story: Onkel Nate wartet auf Allison und will daher dort nicht weg. Selbst als er senil wird, sorgt sein Neffe Nate Junior stellvertretend dafür, dass Onkel Nate das Haus am Strand nicht verlassen muss.

Die B-Story ist, dass Nate Junior das als Ausrede benutzt, sein eigenes Leben nicht in die Hand zu nehmen. Er belässt es beim Chat mit Erin und trifft sie nicht, obwohl sie gar nicht so weit entfernt wohnt. Obwohl sein Job nicht läuft, ändert er nichts daran. Erin spricht ihn direkt darauf an und sagt ihm, dass er Angst habe. Er bricht das Gespräch darüber aber recht schnell ab, will sich damit nicht befassen. Es ist natürlich sympathisch, dass er sich um seinen Onkel kümmert, und an diesem scheint ihm extrem viel zu liegen, aber er hat eben noch einen unterschwelligen Grund dafür, den er sich nicht eingesteht. Wenn man die B-Story betrachtet, wird der Schluss noch mal extra rund und sehr gelungen, aber das würde jetzt eindeutig zu viel spoilern.

Ein Letztes noch, auch wenn das sehr ins Detail geht: Das Spiel mit den Namen. Nate Junior lässt sich anfänglich nur »Junior« nennen, von allen. Verwechselungsgefahr mit Onkel Nate. Aber auch da scheint noch mehr dahinterzustecken, siehe Schluss. Eine tolle Story. Eindeutig Top-10 des Jahres 2021 für mich.

»Utopie 27« von Aiki Mira

Der Bruder der Ich-Erzählerin ist mit 26 gestorben. Ich bin rasch involviert, alleine schon wegen des schimmeligen Kuchens neben dem Bett. Das ist das Ekelhafteste, das ich von dem Autorx je gelesen habe, und es unterstreicht, wie es dem erzählenden Ich, Lu, geht.

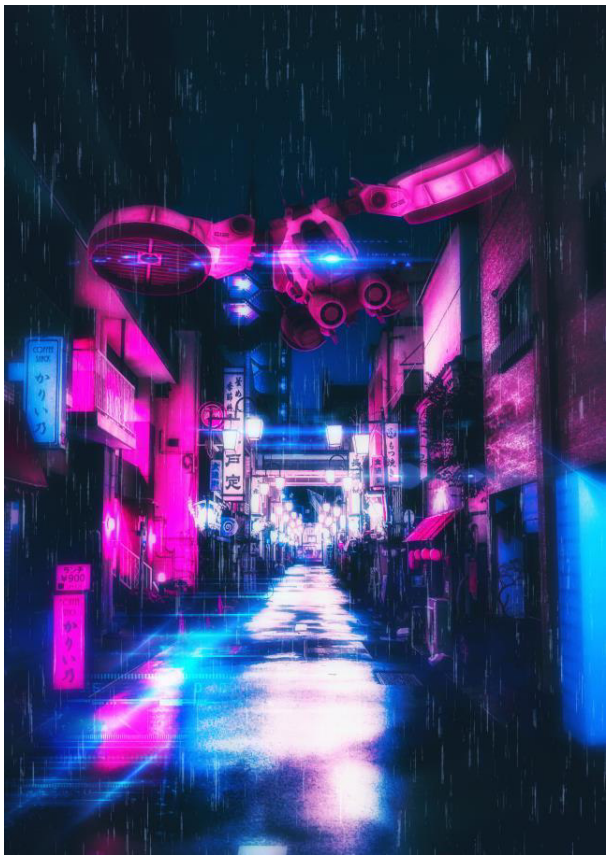
Aiki hat zu Gaming geforscht, und man spürt die Expertise. Der Weltenbau sucht seinesgleichen. Die Sprache ist der Hammer. Der Plot strotzt nur vor SF, klar, die Ideen sind für sich genommen nicht neu, erscheinen hier aber in einem neuen Licht.

Die Protagonistin sagt schon zu Beginn der Geschichte: *»Alle anderen sagen Lu zu mir oder einfach die kleine Schwester von Kajin.«* Da wir ja schon wissen, dass Kajin tot ist, haut das richtig rein.

In einer rasch darauf folgenden Szene, in der Lu ihren Bruder in Utopie 26 trifft (sein Bewusstsein wurde Jahre vor dem Tod digitalisiert, und diese Version von ihm *wohnt* dort), heißt es: *»Ich spüre wieder das Gewicht der VR-Brille, setze sie ab und blinzele. Luft knistert in meinen Ohren. Über mir flackert ein Neonlicht. In letzter Zeit fühlt es sich so an, als würde ich nicht in einem Wolkenkratzer, sondern in einem alten Computer wohnen.«*

Bezeichnenderweise arbeitet Lu, die sich fast ununterbrochen mit dem Tod auseinandersetzt, in der Todbranche. Sie setzt virtuelle Bestattungsfeiern und Gedenkseiten auf. Hierbei kommt trotz des extrem ernsten Themas sogar Humor durch, wenn dieser auch unter der Last der schimmelnden Kuchen, der Trauer und der düsteren Umgebung fast zerquetscht wird.

In einer Szene wollen Angehörige, dass zwei Fotos ihrer verstorbenen Tochter aus dem Netzauftritt



entfernt werden. Das geht aber nicht, da diese von der Tochter selber noch verfügt wurden. *»Alles, was ich tun kann, ist ein warnendes Pop-Up für die Angehörigen hinzuzufügen: Vorsicht, Lebensfreude.«*

Wenig später reflektiert Lu sehr treffend: *»Mit der Zeit habe ich gelernt, dass Menschen ein bestimmtes Bild von ihren Toten haben. Mein Job ist es, dieses Bild um jeden Preis aufrecht zu erhalten.«*

Humor bietet die Story auch, und zwar von der Art, der nur in Near-Future-SF zu finden ist: *»Seit dem letzten Regensturm funktioniert die Nasszelle nicht mehr. Auch die Toilette nicht. Dem Bot, der jetzt für unser Hochhaus verantwortlich ist, habe ich dazu schon zwei Mails geschrieben. Aber wer weiß, wann er das liest.«*

Einige Bilder und Gedanken drängen sich auf, die mit der Erwartungshaltung der Lesenden spielen: Ein Bot kann tausend Sachen gleichzeitig. Das ist so genial und vermenschlicht, aber auch wieder nicht, das ist einfach witzig.

Lus psychischer Zustand wird in ihrer Wohnung sehr deutlich gespiegelt: *»Ich schreibe Fahri* [Anm.: Nachbar und ihr Freund] *an. Er will nicht in die Wohnung kommen. Seit zwei Jahren habe ich hier drin nichts mehr angerührt, und er kommt damit nicht klar, mit dem Verfall. Also ziehe ich meine Pyjamahose über und gehe hinaus. Die Hose ist ganz steif von eingetrockneten Soßenflecken. Beim Gehen hinterlasse ich eine Spur aus braunen und roten Krümeln.«*

Hier wird deutlich, dass sich Aiki Mira nicht scheut, Trauer und damit verbundene Probleme zu zeigen. Wir werden nicht geschont.

Dann gibt es so Sätze, die musste ich anmalen, teures Printbuch hin oder her: »*Von allen Seiten zugleich schwappt das Dunkel an mich heran.«* Das ist quasi die ganze Geschichte *in a nutshell*.

Und auch Nebenfiguren werden durch Details schnell erlebbar gemacht: »*Beim Hinuntergehen entdecke ich Frau Amodu. Von Geburt an haarlos, trägt sie entweder Seidentücher oder Afroperücken in Pastellgrün. Wenn ihre Tochter zu Besuch kommt, malt sie sich Augenbrauen ins Gesicht.«* Da habe ich doch schon genügend Informationen über Frau Amodu, um sie in Erinnerung zu behalten.

Gleich gut gelungen ist die Szene, in der Lus Nachbar, Herr Shaikh, sich dann um die Toilette kümmert: »*Herr Shaikh hat die Angewohnheit, beim Betreten der Wohnung seine Schuhe mitsamt den Socken auszuziehen. Die nackten Füße des Mannes sind so grazil, sie erinnern mich an komplexe Skulpturen, die ich vor langer Zeit in einer Ausstellung gesehen habe. Ein sonderbarer Geruch geht von ihnen aus. Eine Mischung aus Heilkräutern, gegorenen Früchten und Vanille. Ich empfinde den Geruch als angenehm und will mich gar nicht mehr fortbewegen.*«

Dass Lus Bruder natürlich ausgerechnet 26 wurde, ist bezeichnend und hat kulturhistorische Referenzen. Wobei, ich sehe gerade, 27 ist eigentlich die Zahl, dazu passt dann wiederum Utopie 27.

Als Lu gefragt wird, wie alt ihr Bruder wird (die Geschichte spielt an seinem Geburtstag), antwortet sie: »*Sechsundzwanzig. Er ist tot, er wird immer sechsundzwanzig sein.*« Auch das hat Referenzen zur Popkultur und macht auch mit mir und meinen eigenen Lebens- (und Todes-) Erfahrungen etwas.

Dadurch, dass Kajin nicht mehr altert, ist Lu nun älter. Das erscheint ihr nicht richtig. Lu fasst an einer Stelle ihr Leben zusammen: »*Ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, Vollwaise, arbeite für ein Bestattungsunternehmen, stehe kurz davor, gefeuert zu werden, und mein Bruder hat wahrscheinlich Selbstmord begangen.*«

Ich habe noch mehr Stellen angemalt, aber ich kann schwerlich 5% der Geschichte hier zitieren. Sie ist großartig. Eins noch: »*Das Jenseits ist offline.*«

Diversität: Lu ist asexuell, Fahri ist pan. Es gibt diesen tollen Absatz: »*Trotzdem würde ich natürlich gern in einer funktionierenden Familieneinheit leben. Eigentlich dachte ich immer, das wäre mit Fahri irgendwann möglich. Er ist pan und ziemlich tolerant. Manchmal denke ich: Vielleicht leben wir beiden längst als funktionierende Familie und wissen es bloß nicht.*«

Hier wird mal schnell mit dem Klischee der asexuellen Person, die angeblich gern alleine lebt, gebrochen. Ganz nebenbei und fast schnoddrig erfahren wir, was Lu sich wünscht, und erfahren noch eine Tonne über das Verhältnis zu Fahri, das auch wichtig für den Plot und für den Schluss der Geschichte ist. Wenn mir noch einer erzählt, in Kurzgeschichten gäbe es keinen Platz, seine Figuren zu charakterisieren, dem zeige ich diesen Absatz.

»Das Licht von« Uwe Neuhold

Die Art und Weise zu erzählen mag ich zwar nicht so – eher narrativ statt szenisch. Doch Plot, Ideen und vor allem der perfekte Schluss haben mich voll überzeugt. Es gibt quasi eine Doppel-Pointe.

Ich habe auch drei Sätze, bevor ein wichtiger Zusammenhang aufgelöst wurde, das Ende erahnt, und es war dieses tolle Gefühl, dass man als Leser:in manchmal haben darf. Zum perfekten Zeitpunkt. Richtig, richtig gut. Super Idee. Plus, ich stehe auf Zeitreisegeschichten. Da haben Idee und Leserin sehr gut zusammengepasst.

»Sterben und sterben lassen auf einem einstmals blauen Planeten« von Christian Endres

Die Story ist pointiert und sehr klar. Die Inspiration von dem Bild ist gut ersichtlich. In letzter Zeit habe ich einige Geschichten gelesen, in denen der Tod personifiziert wird, diese hier gehört zu den gelungenen. Der Schluss ist durchaus heftig, aber ich sehe ein, dass es notwendig ist, er ist quasi zwingend und nicht nur auf Effekt aus. Wurde gut vorbereitet.

»Stille Post« von Heidrun Jänchen

Das ist solide, gute SF, gute Figuren. Klar, es gibt mehrere Zeitebenen – die Geschichte lässt sich nicht anders erzählen –, und der wissenschaftliche Aspekt mit den Schmetterlingen ist toll. Doch anfänglich habe ich gemerkt, wie nah es vom Thema her an der vorletzten Hirnkost-Anthologie war (*Der Grüne Planet*). Die Story ändert in der Mitte ein wenig die Geschmacksrichtung. Ich denke, man merkt, dass sie lange unvollendet in der Schublade lag. Hätte es am Ende einen Twist gegeben und in der Mitte einen weniger starken Bruch, hätte sie mir noch besser gefallen.

»Unser stilles Dorf« von Isabell Hemmrich

Die Erzählweise ist hier eher ruhig und rückblickend. So, wie es erzählt wird, entfernt mich das ein wenig vom Geschehen. Ich nehme an, dass das gewollt ist, denn der Inhalt der Geschichte ist ziemlich heftig. Eine sehr plastisch geschilderte Vergewaltigung auf einem öffentlichen Platz durch einen Metzger, gefolgt von der Hinrichtung des Täters – quasi noch währenddessen –, und dann der Tod der Schwester, der die Ich-Erzählerin traumatisiert hat. Das alles in einem trostlosen, völlig verstrahlten Setting. Nach und nach fügen sich all die Schrecklichkeiten und die Tragik zusammen, zwar gepaart mit Hoffnung und Wiedererwachen, was aber gedämpft wird durch die Trauer der Ich-Erzählerin.

Auch wenn die Geschichte nicht in dem Stil ist, den ich normalerweise gern lese, genieße ich doch vor allem die Sprache sehr.

Ein Beispiel: *»Sie [die Haare] alle lösten sich büschelweise aus ihrer Verankerung, flohen wie ein Rudel verängstigter Ratten von diesem dem Untergang geweihten Wrack eines Körpers und hinterließen kranke, schutzlose Haut, die auf dem Kopf ein paar Nuancen heller war.«*

»Die Verwandlung« von Hans Jürgen Kugler

Hier verwandelt sich jemand in einen Dinosaurier bzw. wacht auf und stellt fest, dass er sich verwandelt hat.

Der SF-Anteil ist sehr niedrig. Ja, der Protagonist war im Weltraum unterwegs und ist nun offenbar ein Außerirdischer in einer fremden Welt. Für mich liest sich das trotzdem ein wenig wie Fantasy.

Einige Gedanken und Gefühle bleiben gut im Gedächtnis, und insgesamt ist die Story sehr schön rund.

»Arabesque« von Tessa Maelle

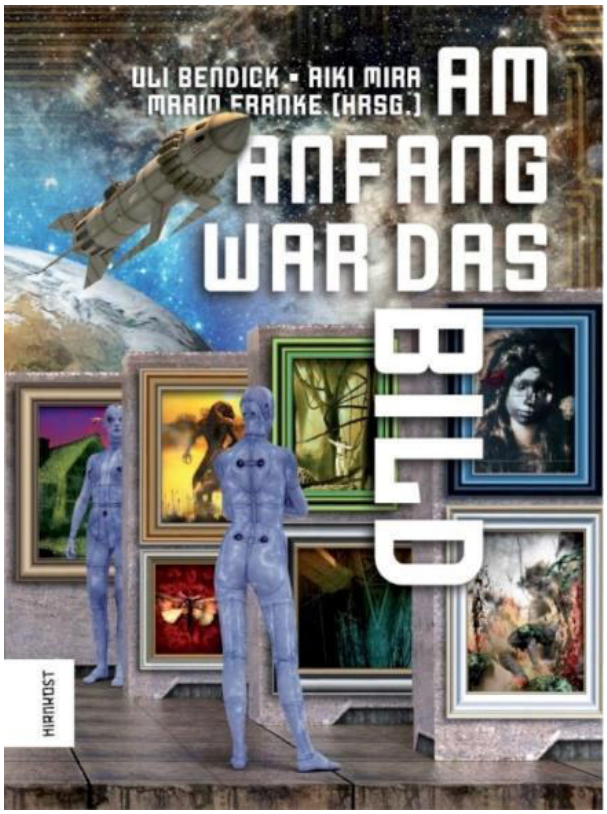
Das ist Steampunk! Yeah! Ich fand die Tanzszene am Ende extrem gut geschrieben. Plus, die Story hat eine versteckte Ebene und transportiert einen philosophischen Gedanken, den ich mag: Was steckt wirklich in uns? Was steckt dahinter?

Bei **»Der Erleger« von Marco Rauch** ist mir ein wenig übel geworden. Wenn man aber Harlan Ellisons »Die Stadt am Rande der Welt« gelesen hat, wirkt seine Geschichte rückblickend doch eher harmlos. Und interessanterweise hat jemand im Lesezirkel ausgerechnet diese Story für die Beste des Bandes erklärt, und ich fand die Hintergründe dazu sogar einleuchtend. Eigentlich müsste ich sie nochmal lesen, da ich beim ersten Mal sicher einiges verpasst habe, aber dafür muss ich noch etwas mehr Zeit vergehen lassen.

© COVER S. 89: ULI BENDICK, MARIO FRANKE
© GRAFIK S. 88 : ULI BENDICK
© GRAFIKEN S. 84, S 86: MARIO FRANKE

Alle enthaltenen Geschichten:

Bermudabohrturm | *Monika Niehaus*
Onkel Nate oder die hohe Kunst, aus dem Fenster zu schauen | *Janika Rehak*
Das Wiedersehen | *Robert Diemrich*
Das Licht | *Uwe Neuhold*
Unser stilles Dorf | *Isabell Hemmrich*
Sterben und sterben lassen auf einem einstmals blauen Planeten | *Christian Endres*
Die Verwandlung | *Hans Jürgen Kugler*
Der Erleger | *Marco Rauch*
Ich kann nur sehen, was ich glaube | *Nils Wiesner*
Bethlehem | *Achim Stößer*
Hirnwald | *Rainer Schorm*
Upgrade Yourself | *Michael Tinnefeld*
Arabesque | *Tessa Maelle*
Glühwürmchen | *Vlad Hernandez*
Ganymed | *Karin Leroch*
Stille Post | *Heidrun Jänchen*
Utopie 27 | *Aiki Mira*



Das Experiment: Uli Bendick, Aiki Mira und Mario Franke luden Autor:innen ein, sich aus einem Online-Ordner ein oder mehrere Bilder auszusuchen, um dazu eine Geschichte zu schreiben. Einzige Vorgabe: Es muss Science-Fiction sein. Achtzehn hervorragende Storys wurden anschließend ausgewählt.
Das Besondere: Jede Story wurde erneut illustriert und erhält dadurch mindestens zwei Bilder. Obendrein gewähren die Autor:innen einen Einblick darüber, wie das Ursprungsbild sie zur Story inspiriert hat.
Das Ergebnis: Eine Science-Fiction-Anthologie, bei der das für das Genre so unverzichtbare Bild im Mittelpunkt steht.
Fazit: Ein Muss für alle, die Science-Fiction in Wort und Bild lieben.

Hirnkost Verlag, HC, 304 Seiten, 28 €
ISBN: 978-3-949452-15-4
Auch erhältlich als E-Book

HANS JÜRGEN KUGLER
VON ZEIT ZU ZEIT

p.machinery, Taschenbuch, 13,90 €
ISBN: 978-3-95765-244-7
Auch als E-Book erhältlich

»Die Welt um mich herum hatte sich aus irgendeinem Grund verlangsamt. Oder ich mich in ihr beschleunigt. Was auf dasselbe hinauslief.«

Der Beginn wirft mich auch sogleich in die Handlung, wie ich es von Kurzgeschichten kenne. Es ist ein sehr schmaler Roman, daher passt es. Der Aufbau ist interessant: Im ersten Kapitel kommt das Ungewöhnliche, der *Sense of Wonder*. Danach erst erleben wir den Ich-Erzähler, Daniel aus dem Schwarzwald, in seinem Alltag mit seinen Freunden und seiner Arbeit.

Der Plot und die Grundidee sind interessant und gekonnt beschrieben. Die gesamte Welt hat sich aus Sicht des Protagonisten Daniel verlangsamt – er sieht zwar, dass sich die Welt noch bewegt, aber so, als hätte jemand mit der Zeitlupenfunktion zugeschlagen. Und das gilt auch für die Tonspur.

Das führt zu einigen bemerkenswerten Szenen wie dem Aufdrehen eines Wasserhahns, und das Wasser kommt so langsam heraus, dass es für den Protagonisten alles andere als flüssig und somit auch nicht benutzbar oder trinkbar ist. Ein Problem, das ihm alsbald zu schaffen macht, wenn er nicht verdursten möchte. Die Dinge verweilen nämlich in ihrer »Eigenzeit« und lassen sich von ihm nicht bewegen, jedenfalls nicht in einer Geschwindigkeit, die ihm in seinem Zeiterleben irgendwie nutzt.

Dies bietet auch viele Gefahren und Unannehmlichkeiten, beispielsweise ist es im Schatten kalt, da auch die umliegenden Atome sich deutlich langsamer bewegen. Man sollte außerdem ruhig atmen, da selbst die Luft etwas zäh ist.

Wenn sich dann plötzlich alles schneller bewegt und wieder an den Rest der Welt anpasst, verglühen leider aufgrund der Geschwindigkeit einige Flugtiere.

»Wie eine Raumkapsel beim Wiedereintritt in die Atmosphäre«.

Recht schnell interessiere ich mich für sein Problem und folge ihm bereitwillig in das nächste Kapitel. Im ersten Kapitel frage ich mich durchaus, ob diese Idee wirklich 180 Seiten trägt – aber erstens befindet sich Daniel gar nicht die gesamte Romanzeit über in dieser aus den Fugen geratenen Zeit, und zweitens hat der Autor noch einige Ideen aufzubieten, mit denen er nach und nach herausrückt. Man muss sich auf die Geschwindigkeit des Romans einlassen, es gibt durchaus Szenen, die etwas langsamer sind und eher so vor sich hin plätschern. Doch rückblickend haben sie alle ihre Daseinsberechtigung und tragen zur Handlung oder zumindest zum Verständnis der Figuren bei.

Gegen Ende des Romans gibt es einige Perspektivwechsel zur Skyguide Area Control in Zürich, da ein Flugzeug stark verlangsamt quasi am Himmel hängt. Das war überraschend. Ich habe das mit Interesse verfolgt, und so erhalte ich die Chance, die Phänomene noch einmal von einem anderen Standpunkt auszuleuchten. Der Autor hat die Chance genutzt, seinem Roman und der Grundidee so im letzten Viertel noch einiges hinzuzufügen.

Die Idee trägt sich tatsächlich bis zu einem recht überraschenden Schluss, der sogar zaghaft eine Erklärung anbietet, sofern man sich darauf einlassen mag.

Ein großer Pluspunkt in diesem Roman sind die Figuren. Die fühlen sich einfach alle echt an. Leute aus dem Schwarzwald, alle eher noch jung, aber in der Regel schon in den ersten Stationen des Lebens angekommen.

- Der Ich-Erzähler Daniel, der Korrektorat für unter anderem Porno-Erzählungen macht und sich dabei meistens unendlich langweilt über die immer gleichen Beschreibungen. Seine Arbeit langweilt ihn, weil es sich arg wiederholt und selten hohe Literatur ist. Ich fand das sehr überzeugend. Erst recht sein Lästern über erotische Vampir-Romane.
- Der Frauenschwarm Tobias, der in einer Ehe angekommen ist, die nicht ganz frei von Spannungen ist.

- Iris, die Daniel schon lange kennt und in die er irgendwie verliebt ist, aber mit der er gleichzeitig so respektvoll und schüchtern umgeht bei allem, was romantisch ist. Während hingegen ihre Gespräche fast immer diese Tiefe haben, die man vor allem mit sehr alten Freunden rasch erreicht, auch nach langen Pausen wieder.
- Auch Tobias' Ehefrau Laura erhält im Showdown des Romans noch einiges an wichtiger Szenenzeit und bekommt als Physikerin am CERN auch Gelegenheit, Informationen für Tobias und für uns Leser:innen hinzuzufügen.

Der Autor nimmt sich die Zeit, die Szenen und Dialoge mit lebensechten Details auszuschmücken, bis hin zu dem verstorbenen Alkoholiker der Clique, Timo, der einst Daniels Rasierwasser getrunken hat.

Der Roman kommt insgesamt mit angenehm wenigen Figuren aus, so dass es einfach ist, sich zu orientieren. Auch die Identifizierung, vor allem mit Iris und Daniel, gelingt mir leicht.

Beim Lesen habe ich das Gefühl, dass der Autor seine Figuren mit viel Sorgfalt behandelt, außerdem sind es Figuren, denen ich gerne folge: natürlich nicht frei von Macken, aber insgesamt aufrechte, sympathische Leute, mit denen ich gern mal einen Kaffee trinken würde. Wenn ich solchen Figuren in einem Roman begegne, fühle ich mich als Leserin respektiert und wertgeschätzt. Von diesem Autor würde ich jederzeit wieder einen Roman lesen.

Der Autor hat es extrem gut drauf, Dinge sehr plastisch zu beschreiben. Und es handelt sich hier meist um Dinge, die noch nie woanders beschrieben worden sind – zumindest ich habe noch nie Szenen gelesen, in denen alles extrem langsam abläuft. Wie er die Tücken der Welt beschreibt, das Gras, das dank der Langsamkeit nun scharf und gefährlich ist, das Wasser auf dem See, das zwar *belaufbar* ist, aber wenn man zu lange stehen bleibt, sinkt man langsam ein und kommt nicht mehr heraus – das sind alles Szenen, die in Erinnerung bleiben.

Ebenso gelungen, wie der Autor die Gefahren schildert, Hunger und Durst, und später dann plausible Lösungen dafür anbietet. Das war ein großer Lesespaß.

Einzig das Phrasenschwein wurde doch sehr arg gefüllt für meinen Geschmack, es gab viele Wendungen (nicht nur in wörtlicher Rede), die ich schon ein wenig zu oft gehört bzw. gelesen habe.

Die Details sind bemerkenswert, hier Beispiele:

»An manchen Stellen hing eine Menge Flugsamen in der Luft, ich hatte Mühe, dem Zeug auszuweichen, denn die Dinger waren von einer zähen, gummiartigen Konsistenz und ließen sich nicht so einfach zur Seite schieben.«

»Die obere Hälfte der Seifenblase hing noch ein paar Sekunden wie eine schillernde Qualle in der Luft und verteilte sich dann in einem funkelnden Schauer winziger Tröpfchen, der als schimmernder Staubnebel noch eine ganze Weile in der Luft hing.«

Wie anders die Dinge doch wirken, wenn sie nur langsam genug sind.

Auch an Gedanken, die mit SF gar nichts zu tun haben, bietet uns der Autor einiges an, das im Kopf bleibt. So zum Beispiel das Kinderkriegen. An einer Stelle überlegt Daniel, warum seine Eltern (und die Eltern seiner Freund:innen) Kinder bekommen haben. *»Man schaffte sich halt Kinder an, weil es von einem erwartet wurde.«* Deprimierend. Aber wenn ich an meine eigene Kindheit denke, vielleicht nicht völlig abwegig.

Einprägsam auch die Stelle, an der Daniel und Iris entdecken, dass sie das Areal, in dem die Zeit verlangsamt ist, nicht einfach verlassen können. Und das, obwohl sie die Grenze finden. Aber sie finden an ebenjener Grenze auch einen Wanderer, der sich zum Zeitpunkt des Auftretens der Verlangsamung genau dort aufhielt, und was diesem geschah, ist nicht sehr ermutigend.

Bei der Prämisse und der A- und B-Story merke ich dann doch, dass die Buchaussage nicht so ganz auf der Hand liegt. Die A-Story ist natürlich, wie Daniel mit seinem Erlebnis und dann der Wiederholung des Erlebnisses umgeht. Wie meistert er die Schwierigkeiten, wie überlebt er?

Dahinter steckt aber, vor allem im Erleben gemeinsam mit Iris, auch eine Menge über ihn selbst und sein Leben. Wird er sich auf Iris als Menschen und ggf. als Partnerin einlassen? Was

hindert ihn daran, eine Beziehung einzugehen? Angst? Schüchternheit? So lese ich jedenfalls die B-Story.
Beide Stories haben einen klaren Abschluss, was ich sehr begrüße.
Die Prämisse geht dann vermutlich in die Richtung: Was fängst du mit deiner Lebenszeit an. Bzw., da ich mich nun bei der Frageform eher ein wenig darum herummogele: Du hast nur deine Eigenzeit. Mach etwas draus, das für dich passt.

REZENSIERT VON **YVONNE TUNNAT**

BRIAN HERBERT / KEVIN J. ANDERSON
DER HERZOG VON CALADAN

Heyne Verlag, 544 Seiten, Taschenbuch, 14,00 €
ISBN: 978-3-45332-173-1
Erster Band einer Trilogie
Auch als E-Book erhältlich

Als Herzog von Caladan hat Leto Atreides viele Pflichten. Er herrscht nicht nur über das Volk eines ganzen Planeten und beaufsichtigt die Erziehung seines Sohnes Paul, sondern muss auch seinem Imperator Shaddam IV aus dem Hause Corrino dienen. Als sein Herr ihn zur Einweihung eines Museums mit Relikten seiner Jahrtausende alten Dynastie lädt, folgt Leto dem Ruf – und rettet den Imperator, indem er ihn rechtzeitig vor einem drohenden Terroranschlag warnt. Hinter dem etliche Tote fordernden Angriff stehen radikale Mitglieder des sogenannten Adelsbundes, die die Unabhängigkeit ihrer Welten vom Imperium anstreben. Zurück auf Caladan muss sich Leto eines anderen dringenden Problems annehmen: Kriminelle produzieren eine geheimnisvolle Droge irgendwo auf seiner Welt und exportieren sie in die ganze Galaxis. Während Shaddam, durch den Anschlag paranoid und reizbar geworden, überall Feinde sieht und ganze Adelshäuser auslöschen lässt, kämpfen Leto und seine Leute gegen ein mächtiges Drogenkartell, die Machenschaften konkurrierender Adelshäuser, die Feinde des Imperiums und die Intrigen der Bene Gesserit, einer Schwesternschaft mit mächtigen mentalen Fähigkeiten …

Der erste Roman der *Caladan-Trilogie* bietet einen ebenso spannenden wie unterhaltsamen Einstieg in die Welt von *Dune*. Die Autoren entfalten ein vielseitiges Universum, in dem sich unzählige interessante Figuren tummeln. Zentrale Charaktere, die eingefleischte Scifi-Fans natürlich aus dem Ursprungswerk kennen, werden vorgestellt und nehmen den Kampf gegen verschiedenste Gegner und Gefahren auf. Im Zentrum der Geschichte stehen Herzog Leto Atreides, sein Sohn Paul und dessen Mutter, die Bene Gesserit Lady Jessica. Auch Antagonisten wie der Baron Vladimir Harkonnen und seine Vertrauten finden ihren Platz im Buch. Auf über 500 Seiten baut der Roman verschiedene Handlungsstränge und immer mehr Spannung auf und endet schließlich an einem markanten Punkt der Erzählung, der als Cliffhanger zwar deutlich weniger »gemein« gewählt ist als bei anderen Reihen, seine Wirkung aber nicht verfehlt. Natürlich will man nach einem derart gelungenen Einstieg wissen, wie es weitergeht und ob sich das Haus Atreides gegen seine Feinde behaupten kann. Sehr zu empfehlen ist auch das Hörbuch, grandios gesprochen von Mark Bremer und Uta Dänekamp.

REZENSIERT VON **NICOLAS VON SZADKOWSKI**

KAJA EVERT
DORNENRITTER

Sad Wolf Verlag, 454 Seiten, Klappenbroschur, 14,99 €
ISBN: 978-3-96478-074-4
Auch als Hardcover und E-Book erhältlich

Ein Königreich, versunken in Finsternis. Figuren mit dunklen Geheimnissen und seelischen Abgründen. Ein Protagonist, der sein wahres Wesen zu verleugnen sucht: Diese Zutaten vermengt Kaja Evert zu einem packenden Dark-Fantasy-Roman, der zurecht für den *Seraph* nominiert wurde.
Dornenritter erzählt die Geschichte des jungen Steyn – ein hervorragender Speerkämpfer und Liebling der Damen bei jedem Turnier. Das kümmert ihn jedoch wenig, gilt sein ganzes Streben doch dem Ziel, ein Ritter des Lichts zu

werden. Als solcher will er dem Geheimnis der Dunkelheit auf die Spur kommen, die das Reich bedroht und an die sein Vater Verstand und Leben verlor. Die ritterlichen Tugenden hat Steyn derart verinnerlicht, dass sie nicht nur seine moralische Richtschnur, sondern auch der Schild geworden sind, hinter dem er sein wahres Selbst verbirgt.

In den Orden werden nur wenige aufgenommen. Auf einer Mission an die Nachtgrenze soll Steyns seine Eignung beweisen. Unter seinen Konkurrenten ist Gavin, ein Krieger von niederer Herkunft und großem Kampfgeschick, der es nicht so mit Regeln und Tugenden hat. Spannungen zwischen den beiden so gegensätzlichen Männern sind vorprogrammiert.

Je näher die Gruppe der Grenze rückt und umso mehr Details über Setting und Figuren bekannt werden, desto beklemmender wird die Atmosphäre, die Kaja Evert mit sprachlich feinen Pinselstrichen zeichnet. Die Mission endet in einem Desaster. Steyn bleibt nichts anderes übrig, als mit Gavin zusammenzuarbeiten – mit dem raubeinigen, ungehobelten Gavin, der ein dunkles Geheimnis verbirgt und der Steyns Aufnahme in den Orden in mehr als nur einer Hinsicht gefährlich werden kann. Denn Gavin weckt eine ungekannte Seite an ihm. Ein Verlangen, für das die Ideale der Ritter des Lichts keinen Platz lassen.

Seine Empfindungen für den anderen vermag Steyn zunächst nicht einzuordnen, sie sich dann aber auch nicht einzugestehen. Kaja Evert schildert seine innere Zerrissenheit, sein Ringen mit den eigenen Idealen und Erwartungen einerseits und seinem (auch körperlichen) Verlangen andererseits feinfühlig und nachvollziehbar. Mit Gavin stellt die Autorin ihrem Protagonisten einen Mann an die Seite, der ihn trotz – oder grade wegen – seiner Gegensätzlichkeit perfekt ergänzt und der auch mein Herz im Sturm erobert hat.

Die beiden brauchen einander, doch Steyn ist zu stur und zu stolz, das zuzugeben. Mir hat es nicht nur einmal das Herz zerrissen zu lesen, wie sehr die beiden einander verletzen. Dabei suchen sie im Grunde genommen nur nach Halt, nach einem Licht in der Finsternis, die nicht nur im Königreich um sich greift. Je näher Steyn der Lösung des Rätsels um eben jene Dunkelheit kommt, desto deutlicher erkennt er, dass die Ritter des Lichts nicht das sind, wofür er sie hielt. Und umso drängender stellt sich ihm die Frage, wem er überhaupt trauen kann. Vielleicht nicht mal sich selbst …

Dornenritter besticht mit einer düsteren, beklemmenden Atmosphäre, subtiler Spannung, überraschenden Wendungen, packenden Kampfszenen und gut ausgearbeiteten Figuren. Der Schreibstil der Autorin ist wunderbar bildhaft, bleibt dicht an den Charakteren und ihren Empfindungen. Stück für Stück offenbart sich, was es mit der Dunkelheit, aber auch mit den Rittern des Lichts auf sich hat – bis der Roman in einem packenden Finale gipfelt. Hinzu kommt die (Liebes-) Geschichte von Steyn und Gavin, die manchmal anrührend, doch nie kitschig, manchmal intim, doch nie voyeuristisch geraten ist, sondern dunkel und verzweifelt und … echt.

Ein schön düsteres Layout sowie eigens von der Autorin illustrierte Initialen fangen die Stimmung des Romans wunderbar ein. Kritisieren muss ich lediglich den Epilog, der sich mir nicht recht erschlossen hat.

Fazit: *Dornenritter* ist eine packende, atmosphärisch dichte Dark-Fantasy-Erzählung, die mit subtiler Spannung und faszinierenden, authentisch gezeichneten Charakteren besticht. Eines der besten Bücher des Jahres 2021.

REZENSIERT VON **ANNA EICHENBACH**

PASCAL WOKAN
DER RUF DER WÜSTE
DIE SANDMAGIER I

Books on Demand, 572 Seiten, Taschenbuch, 17,99 €
ISBN: 978-3-75348-137-1
Erster Band einer Trilogie
Auch als Hardcover und E-Book erhältlich

Sandmagier gibt es nicht und gab es auch nie. Sie gehören in das Reich der Legenden und Märchen. Ein Traum alter Männer, die ihre Hoffnung auf eine bessere Welt schon lange begraben haben.

Azir ist der Heerführer Vardors, des mächtigsten Königs von Elismere. In seinen Namen hat Azir

viele Städte erobert, Menschen abgeschlachtet und den Ruhm und Reichtum seines Königs vermehrt. Nun kehrt er nach zehn Jahren erfolgreicher Schlachten in seine Heimat zurück und hofft, sich zur Ruhe setzen zu können.

Das Mädchen Lian ist die letzte Überlebende der Stadt Ravan. Dieser Hort der Gelehrsamkeit und Demokratie war die letzte Stadt, die Azir auf seinem Eroberungsfeldzug vernichtet und geschliffen hat. An ihr wurde ein Exempel statuiert, und kein Stein blieb auf dem anderen, alle Bewohner wurden ermordet. Lian schafft es, in den Trümmern zu überleben, sie stromert durch die Stadt, immer auf der Suche nach Nahrung. Dabei zeigt sich ihr herausragendes Talent, stets den richtigen Weg zu finden.

Diese beiden, sehr unterschiedlichen Menschen erleben ein grausames Schicksal. Azir wird verraten und als tot geltend wie Abfall in der Wüste entsorgt. Lian wird entführt und ihrer Heimat entrissen. Wie das Schicksal das Mädchen und den Mann zusammenführt ist eine Geschichte, die ihr euch selber erlesen müsst.

Ich vergleiche nicht gerne neue Bücher oder Geschichten mit Klassikern. Man könnte dann den Eindruck bekommen, der Autor hätte abgekupfert, was hier keineswegs der Fall ist. Die Geschichte ist wunderschön, in einer beeindruckenden Sprache erzählt, und sie vermochte mich vom Prolog an zu fesseln. Nichtsdestotrotz möchte ich einen Vergleich ziehen, damit jeder, der diese Rezension liest, sich ein ungefähres Bild machen kann, was ihn in etwa erwartet. Als ich über das Schicksal Azirs gelesen habe, musste ich unweigerlich an Maximus Decimus Meridius (*Gladiator*) denken, der auf eine ähnliche Weise verraten wird und nur noch ein Ziel im Leben kennt: Rache! Oder auch Judah *Ben Hur*, der ebenfalls einen Verrat überlebt.

Für Azir ist der Verrat und sein Überleben aber auch eine Chance, sein Leben neu zu beginnen und zu gestalten. Sein Name war legendär, er wurde zwar respektiert, aber auch gefürchtet. Durch die Schleifung der Stadt Ravan erwachen in ihm jedoch auch so etwas wie Zweifel. Nun kennt ihn niemand mehr, er ist lediglich ein Sklave unter vielen, und er muss sich überlegen, was für ein Mensch er sein will. Er bekommt eine zweite Chance. Nicht für Rache, sondern auch für Veränderungen. Und ich finde diese Wandlung faszinierend und glaubhaft.

Lian war wohl schon immer ein Wirbelwind, für ihren Vater ein Quell der Sorge, aber auch des Stolzes. Hier wendet der Autor eine andere Art der Erzählung an, indem er Lian ihr bisheriges Leben reflektieren lässt. Dadurch, dass sie sich an Gespräche, Lehren und Weisheiten ihres Vaters erinnert und versucht, sich an diese zu halten. Sie hat mein Herz im Sturm erobert: eine freche Göre, die sich alleine durchschlagen muss, die sich um eine Verletzte kümmert und für sie sorgt, die die wenige Nahrung mit ihr teilt. Ein Herz aus Gold und eine Zunge aus Stahl. Das muss auch Talna erfahren, der Lian entführt, nicht ahnend, was er sich für einen Ärger einhandelt. Die Dialoge sind schlagkräftig und teilweise amüsant. Für mich sind sie das Herz dieser Geschichte.

Und noch ein Vergleich: Die Verschlinger haben mich an die Sandwürmer auf Arrakis erinnert.

Die Sprache des Autors hat mir sehr gut gefallen, seine Metaphern sind fast beispiellos, und ich bin der Meinung, die Wüste kann nur jemand mit solchen Worten beschreiben, der sie auch erlebt hat, und man glaubt Pascal Wokan jedes Wort. Seine Geschichte ist wie ein langsamer, ruhiger Fluss, der einen mitnimmt auf eine Reise, die jeder unternehmen sollte. Hier finden wir keine maßlosen Übertreibungen der Schlachten, keine brutalen, teilweise überflüssigen Details verstümmelter Leichen, obwohl all dies Teil der Erzählung ist. Aber es wirkt gedämpft, ehrlich, glaubhaft und sehr überzeugend. Mir kam beim Lesen dieser Geschichte die Farbe Ocker in den Sinn.

Neben Lian und Azir gibt es durchaus noch mehr Charaktere, die mich überzeugen konnten. Kalak, der alte, desillusionierte Kämpfer, der sich an seinen alten, verblassenden Ruhm festklammert und der hofft, durch Azir seinen Niedergang aufzuhalten. Oder auch Elu, der etwas schüchtern und ängstlich wirkende junge Mann, der Azir zuerst einfach nur auf die Nerven geht, der es aber schafft, dass der ehemalige Heerführer beginnt, an eine Zukunft zu denken, die nicht nur aus Rache

besteht. Jede Figur in diesem Roman ist einzigartig und überzeugend, keine ist einfach oder vorhersehbar, und das macht auch einen Teil des Charmes dieses Buches aus. Auch die Tiere und Völker, die Politik, Religion und Magie, die Pascal Wokan hier einführt, sind in meinen Augen einzigartig. Hier weicht er völlig von Klischees ab und betritt Neuland. Natürlich gibt es den machtgierigen Herrscher, der den Hals nicht voll genug bekommen kann, aber davon abgesehen, betritt der Autor neue Wege, die den Leser in eine packende Welt führen.

Ich liebe Geschichten, die im Orient spielen, die in eine traumhafte Welt entführen, die mit nichts zu vergleichen ist. Die Hitze des Tages, die Kälte der Nacht, die Kargheit, aber auch Schönheit dieses Teils der Erde, verknüpft mit Märchen und Legenden. Ich kenne nicht sehr viele Bücher, die an solchen Orten spielen: *Flammenwüste* von Akram El-Bahay, *Die Löwen von Al Rassan* von Guy Gavriel Kay, *Das Schwert der Dämmerung* von Saladin Ahmed, *Omar, der Geschichtenhändler* von Dave Duncan oder auch *Der Wüstenplanet* von Frank Herbert. Jedes dieser Bücher ist für mich einzigartig, und *Die Sandmagier* darf sich jetzt in diese Reihe sehr schöner Bücher einreihen.

Das Cover passt wunderbar zu der Geschichte, am Ende des Buches gibt es noch ein Personenregister und eine Liste mit Begriffserklärungen. Und natürlich gibt es eine Karte. Ich liebe Karten! Über den einzelnen Kapiteln befinden sich kleine Illustrationen, die das Ganze merklich auflockern. Und für ein SP-Buch ist dieses von sehr guter Qualität.

Fazit: Für mich eines der schönsten Bücher, die ich dieses Jahr gelesen habe. Eine mitreißende Geschichte, die in einer Welt spielt, die fremd, aber auch faszinierend ist. Erzählt in wunderbaren Worten, die bezaubern. Wer Fantasy abseits des Mainstream lesen möchte, der sollte nicht zögern, dieses Buch zu lesen.

REZENSIERT VON **PETRA BERGER**

SVEN HAUPT
STILLE ZWISCHEN DEN STERNEN

Eridanus Verlag, Taschenbuch, 14,90 €
ISBN: 978-3-94634-829-0
Auch als E-Book erhältlich

Hast du dir des Nachts schon mal den Himmel betrachtet? Mit seinen abertausenden Sternen? Jeder Stern hat seine Geschichte. Seine Erlebnisse. Denn nicht nur er hat Entwicklungen durchlebt, er war auch Zeuge von Ereignissen. So könnte dir in der *Stille zwischen den Sternen* ein Stern begegnen, der dir die Geschichte von Hien Otis und Jane erzählen würde, wenn du ihn nett darum bittest.

Hien Otis ist ein Ausnahmetalent der zukünftigen Raumfahrt. Als erste soll sie zum ersten lebendigen Raumschiff werden. Ein glücklicher Zufall, denn den Menschen ist sie nicht so zugetan. Maschinen, Sterne, Stille, das ist viel mehr ihre Welt. So zögert sie nicht, als ihr ein Angebot gemacht wird, das viele als unvorstellbar erachten würden. Ihr zur Seite gestellt wird die erfahrene KI Jane, die mit ihrer Liebe zu Wiener Kaffeehäusern und zur viktorianischen Zeit eine gewisse Bodenständigkeit in den Galaxiealltag bringt. Teezeit, zur Ruhe kommen, nicht immer nur höher, schneller, weiter.

Denn Hien muss trotz ihres brillanten Verstandes einsehen, dass sie mit ihren Ressourcen haushalten muss, auch sie ist nicht unsterblich. Oder vielleicht doch?

Als die beiden auf eine Mission an den Rand der Galaxis beordert werden, denkt man, dass es sich lediglich um eine weitere Überprüfung der Flotte handelt. Doch schnell zeigt sich, dass hier ganz andere Machenschaften am Werk sind, die sowohl Hien als auch Jane trotz all ihres Wissens nicht voraussehen können.

Sven Haupt, der gerade den *Deutschen Science-Fiction Preis* gewonnen hat, legt mit seinem neuen 360-seitigen Buch ein Werk vor, in dem man als Leser immer wieder durch Raum und Zeit verschoben wird.

Der Leser wird in den 60 Textfiles durch die Geschichte von Hien und durch die Mission

geführt, doch beide Geschichten sind mehr als ein weiteres SciFi-Buch über die Entwicklung einer KI und das Entdecken ferner Galaxien. Einen großen Teil des Buches nimmt auch die Frage ein, was es bedeutet, ein Mensch zu sein. Was macht uns aus? Wenn wir nicht in die Gesellschaft passen: Ist das unsere individuelle Schuld oder die der Gesellschaft? Wonach sollen wir streben und was sollte unser individuelles Ziel neben jeglicher Optimierung sein?
Das Buch verfügt weiterhin über so viele Aspekte, dass man sie kaum alle aufzählen kann, aber es sei gesagt, man schmunzelt über Janes Humor, man leidet mit Hien und man versteht Wilson (zumindest wenn man Physiker oder Buchhalter ist). Und schließlich soll man ja auch nicht alles verraten, denn jeder Leser soll das Buch auch für sich selbst entdecken und erforschen. Ein Buch, welches nachhallt, den Leser nachdenklich zurücklässt und ganz unbewusst den Blick zu den Sternen lenkt.

REZENSIERT VON **SARAH LUTTER**

C. GINA RIOT
DAS ZWEIGESICHT
DIENER DES ORDENS I

Books on Demand, 472 Seiten, Taschenbuch, 24,99 €
ISBN: 978-3-75264-749-5
Erster Teil einer Trilogie
Auch als Hardcover und E-Book erhältlich

Schon seit langem ist das einst große und mächtige Königreich Wristangul nur noch ein Schatten seiner selbst. Der Tod des weisen und beim Volk beliebten König Ebrahim liegt nun schon Jahrhunderte zurück und markierte den Beginn eines schleppenden Niedergangs, der durch übernatürliche Geschehnisse, Katastrophen und die Unterwanderung durch fremde Kulte sowie durch den Einfall feindlich gesinnter Völker verstärkt wurde.
Da machen sich einige Angehörige eines Geheimordens auf, die Ordnung der Welt wiederherzustellen. Ihr Ziel ist es, den letzten verbliebenen Nachfahren Ebrahims, dessen Blutlinie über Jahrhunderte hinweg verfolgt wurde, ausfindig zu machen und auf den Thron Wristanguls zu setzen. Ihre Mission ist scheinbar von göttlicher Seite angestoßen, doch nicht alle im Orden wissen, mit welchen dunklen Mächten sich seine Führer in Wahrheit verschworen haben und was in den Katakomben tief unter Wristanguls Hauptstadt Gol vor sich geht. Nicht zuletzt greifen auch einflussreiche Feinde nach der Krone des altehrwürdigen Reiches inmitten der Erdenwelt. Und so stoßen die Diener des Ordens schon bald auf allerhand Gefahren und Intrigen, während ihr Auftrag zunehmend unausführbar wird und sie immer wieder um ihr Leben kämpfen müssen …
Mit *Das Zweigesicht* kommt der erste Band der *Diener-des-Ordens*-Reihe auf starken 470 Seiten daher. Ein Debüt, das nicht zuletzt durch die Detailverliebtheit seiner Autorin in Sachen Geografie, Kulturen, Religionen, Traditionen und Sitten der Völker der von ihr entworfenen Welt hervorsticht und durch eine abwechslungsreiche Geschichte überzeugt. In mehreren Handlungssträngen lässt C. Gina Riot viele unterschiedliche Protagonist:innen ihre Abenteuer in verschiedenen Teilen der Welt bestreiten, gegen eine Vielzahl von Widersacher und Gefahren. Dabei vertieft sie ihre Figuren mit der Zeit immer mehr, während die Leser:innen in den zahlreichen Dialogen Stück für Stück an die Geschichte und die politischen Verhältnisse des Settings herangeführt werden. Gleichzeitig überwiegt oft die düstere Stimmung in einer von vielen Schrecken heimgesuchten Welt.
Alles in allem ist der Roman ein umfassendes, unterhaltsames und spannendes Werk, bei dem man über die bei Erstlingen im Selfpublishing-Bereich fast schon typischen, minimalen Schwächen problemlos hinwegsehen kann. Darüber hinaus macht sich bemerkbar, dass die Autorin im Design-Bereich tätig ist: Nicht nur das Cover der qualitativ hochwertigen gebundenen Ausgabe ist ansprechend gestaltet, auch im Buch finden sich diverse Illustrationen, und der Buchschnitt ist durch die Platzierung der Kapitelangaben am äußeren Seitenrand gemustert. Da passt alles zusammen, äußerlich wie inhaltlich. Und so kommt der Roman am Ende auch ohne einen allzu

reißerischen Cliffhanger aus – denn wo so vieles noch nicht abgeschlossen ist, will man automatisch gleich weiterlesen. Zum Glück sind die beiden Folgebände bereits erschienen!

REZENSIERT VON **NICOLAS VON SZADKOWSKI**

NILS WESTERBOER
ATHOS 2643

Klett-Cotta, 432 Seiten, Paperback, 18,00 €
ISBN: 978-3-60898-494-1
Auch als E-Book erhältlich

Auf Athos, einem kleinen Mond des Neptuns, kommt es zu einem tödlichen Unfall. Ein Mönch des dort ansässigen Klosters verliert trotz der KI vor Ort sein Leben. Rüd Kartheiser reist als Inquisitor der *Obhut* zur Untersuchung nach Athos, im Gepäck, die neue Kalibrierung für die KI. Seine persönliche Assistentin Zack begleitet ihn, und auch wenn der eigentliche Eingriff schon keine alltägliche Aufgabe für Kartheiser ist, so ist es nur die oberflächliche Betrachtung einer Mission, die von Minute zu Minute tiefgreifender und umfassender wird. Denn was hier geschieht, bleibt nicht auf Athos beschränkt. Nichts war so, wie es jemals schien. Denn spätestens, als der Inquisitor von den Mönchen ausgeschlossen wird und nur noch Zack mit ihnen die Messe besuchen darf, wird klar, dass hier irgendetwas nicht stimmt. So gar nicht stimmt. Liegt es an den verlassenen Minen? Am nicht genutzten Kletterpark? Trotz der Anwesenheit des Inquisitors und trotz der eingehenden Gespräche mit der KI lässt diese zu, dass ein weiterer Mensch brutal zu Tode kommt. Hat sie denn gar nichts gelernt?

Der Roman, der oberflächlich Sciencefiction und Kriminalroman in sich vereint, ist aber wesentlich mehr, als es im ersten Moment den Anschein hat. Wie bei den Schichten einer Zwiebel liest man sich durch die verschiedenen Sphären, Geschichten, Elemente. Man wird konfrontiert mit Ethik, Moral, Geschichte, biegt ab über Technologie bis hin zu der Frage: Was erlaubt sich der Mensch, allwissend und die letzte moralische Instanz zu sein? Ein Roman, der eine Sogwirkung entwickelt, sobald man auf Athos angekommen ist. Ein Roman, der Klischees vordergründig bedient, um sie dann Stück für Stück in ihre Einzelteile zu zerlegen. Ein Roman, der den Leser sprachlos zurücklässt. Viele Fragen werden beantwortet, und doch will man mehr über die Welt um Athos wissen. Ein Roman, der das Gehirn des Lesers einmal kräftig durchschüttelt, ihn Altbekanntes hinterfragen lässt und die Frage aufwirft: Weiß man als Mensch wirklich, was gut für einen ist?

REZENSIERT VON **SARAH LUTTER**

CHRISTOPH GRIMM (HRSG.)
ALIEN CONTAGIUM
ERSTKONTAKT-GESCHICHTEN

Eridanus Verlag, März 2022, Taschenbuch, 14,90 €
ISBN der Druckausgabe: 978-3-94634-833-7
Seitenzahl der Druckausgabe: 430
Auch als E-Book erhältlich

Man nehme ein Thema. Ein ganz beliebiges. Man bitte Autoren darum, hierzu eine Geschichte zu schreiben. Erstaunlicherweise kommt es trotz des vorgegebenen Themas dazu, dass die Autoren völlig unterschiedliche Texte einreichen. Nicht nur inhaltlich wird das Thema verschieden interpretiert, sondern auch die jeweiligen Umstände werden in der Anthologie auf eine Bandbreite aufgefächert, die erstaunlich ist. Denn: Wer sagt zum Beispiel, dass uns der Erstkontakt erst noch bevorsteht? Wer sagt denn, dass wir die gebildetere Spezies sind? Wer sagt, dass wir erkennen, dass uns nicht ein Mensch gegenüber steht? Wie schon in den vorigen Anthologien, da wiederhole ich mich gerne, sind die 23 Geschichten individuell. Keine Geschichte greift das inhaltliche Thema einer anderen auf, alle haben ihre Sprache. Einige sind philosophisch angehaucht, einige sind ernst, einige sind witzig und einige lassen den Leser die eine oder andere Träne vergießen (ob vor Rührung oder Trauer müsst ihr schon selbst herausfinden). So oft das Thema in Filmen, allerdings in meinen Augen weniger in Büchern, schon vorkam, so schafft es

Christoph Grimm mit dieser Anthologie wieder, jeden Leser abzuholen. Denn in dieser Anthologie ist – da lehne ich mich aus dem Fenster – für jeden Leser eine Geschichte dabei, die ihn oder sie berührt. Selbst für Leser, die wie ich nicht allzu viel Sciencefiction lesen, finden sich Geschichten, bei denen es mehr um das Zwischenmenschliche – wenn man das in Zusammenhang mit Aliens so sagen darf – als um die Technik dahinter geht. Die Geschichten bilden zusammen einen Spannungsbogen wie eine gut zusammengestellte CD, die den Hörer bzw. in diesem Falle Leser durch alle Gefühle steuert, um zum Schluss mit einem Paukenschlag abzuschließen.

REZENSIERT VON **SARAH LUTTER**

UWE POST
KLIMA-KORREKTUR-KONZERN

Polarise Verlag, 208 Seiten, Taschenbuch, 12,95 €
ISBN: 978-3-94761-992-4
Auch als E-Book erhältlich

In naher Zukunft: IT-Nerd Phil verliert seinen Job und nimmt eher widerwillig eine Stelle als Admin bei einer Firma an, die mit modifizierten Algen die CO_2-Bindung vorantreiben möchte. Nach und nach freundet er sich mit der Idee und dem unkonventionellen Team an – bis das Projekt sabotiert wird und Phil der Hauptverdächtige zu sein scheint …
Klima-Korrektur-Konzern ist einer jener Romane, die aus mehreren Gründen begeistern. Zunächst ist anzumerken, dass es handwerklich nichts zu beanstanden gibt. Gekonnt wird in das Setting eingeführt, das Figurenensemble – insbesondere der vom Pech verfolgte Protagonist Phil – charmant etabliert, der Plot entfaltet und konstant die Spannung gesteigert. Nichts wirkt unnötig, nichts wirkt überhastet. Der Krimi-Thriller-Anteil ist gut vorbereitet, lädt zum Miträtseln ein und wird schlüssig aufgelöst. Der Roman, der bemerkenswerterweise im Präsens verfasst ist, wird in einer gut komponierten Satzgestaltung erzählt, die sehr flüssig und gefällig ist, ohne sprachliche Finessen zu vernachlässigen.
Die große Stärke in den Geschichten von Uwe Post kommt auch hier zum Tragen: Humor in jeder Form. Spitze Bemerkungen, gelungene Situationskomik, absurd-geniale Einfälle, pointierte Dialoge, Seitenhiebe auf Gesellschaft, Verschwörungstheoretiker und Wirtschaft – Post zieht alle Register, um seine Leser:innen zu unterhalten. Trotz der hohen Gagdichte gelingt es dem Autor, nie in puren Klamauk abzudriften oder seiner Geschichte die Ernsthaftigkeit zu nehmen.
Die ganze Geschichte fußt dabei auf einem nur zu bekannten, wichtigen Thema: dem Klimawandel. Im Gegensatz zu Dystopien – die meine Wenigkeit mittlerweile leid ist – wird zwar kein strahlendes Utopia, aber eine in eine klimafreundlichere Zukunft voranschreitende Welt gezeigt. Post schildert mit seinen modifizierten Algen und seinem gedrucktem Essen keine unrealistischen Wunschvorstellungen, sondern extrapoliert aktuelle Technik (Bioprinting) in die nächste Stufe. Um es in den Begriffen einer bekannten Fernsehserie zu sagen: Von Beamen oder Lichtgeschwindigkeit mögen wir weit entfernt sein, doch der Replikator wartet schon um die Ecke.
Fazit: *Klima-Korrektur-Konzern* ist ein spannender, humorvoller Near-Future-Roman, der über gute Unterhaltung hinaus mit Ideen und einem faszinierenden Zukunftsentwurf begeistert. Druckt euch ein paar cholesterinarme Chips und taucht ab in diesen besonderen Roman.

REZENSIERT VON **CHRISTOPH GRIMM**

NADINE MURIEL, RAINER WÜST (HRSG.)
DAS GEHEIME SANATORIUM

Fernab in den Karpaten, vor den Augen der Öffentlichkeit versteckt, liegt ein edles Schloss, in dem das Hotel Spa untergebracht ist. Ein Kurhotel für alle, die in der normalen Welt nicht mehr zurechtkommen und wieder zu sich selbst finden müssen. Doch um das Hotel geht es nur am Rande, denn das hauptsächliche Interesse des Buchs gilt dem heruntergekommenen Wirtschaftsgebäude

und dessen Eingeweiden. Hier befinden sich die besonderen Patienten, die wahren Helden der Anthologie von Nadine Muriel und Rainer Wüst.
In 13 Kurzgeschichten mit kurzen Einspielungen der Herausgeber wird dem Leser *Das geheime Sanatorium* nahegebracht. Es ist so ungewöhnlich, dass ein eigener Chauffeur die Patienten abholen und herbringen muss. Denn zum einen wird nicht jeder hier aufgenommen – Herr Dr. Bolze ist dahingehend sehr pedantisch –, und zum anderen liegt es so versteckt, dass man bei eigener Anreise daran vorbeifährt.
Doch wer sind diese Patienten? Nun, alle die, die ein normales Spa nicht besuchen könnten: Hexen, Werwölfe, Irrlichter, Vampire, Phönixe und vor allem auch der Tod. Sie alle haben seelische Leiden, wollen ihren Job nicht mehr ausführen oder sich aus ihrer Lebensspirale befreien. Das hört sich nun vielleicht ein wenig traurig an – und ist es in Anbetracht der Leiden natürlich auch. Doch es ist wahres Vergnügen, diese Anthologie zu lesen. Mit Witz, Charme und Respekt gegenüber den Krankheitsbildern taucht der Leser in die Stories ein, die in Gänze die Geschichte um die Reality Soap *Das geheime Sanatorium* erzählen. Man sitzt mit den drei Hexen Gina, Amalia und Jasmin vor dem Laptop und verfolgt die lange Nacht des geheimen Sanatoriums; alle Klischees auf alte Arztserien, Groupies und Medienhype werden aufs Schwärzeste parodiert.
Jeder Autor erzählt mit seiner Geschichte eine Folge der Serie, und somit trifft man in allen 13 Geschichten mehrere Personen des Stammpersonals wieder. Man lernt die einzelnen Patienten und Angestellten aus verschiedenen Perspektiven kennen und teilweise sogar lieben.
Eine Anthologie, die Lust auf mehr macht.

REZENSIERT VON **SARAH LUTTER**

STERNENLICHT die Hommage an
RAUMPATROUILLE ORION

je Band 13 €

Die Taschenbuchreihe Sternenlicht ist eine Hommage an die Fernseh-Kultserie Raumpatrouille Orion. Mit dieser Reihe soll der "Sense of Wonder" des GoldenenZeitalters der Science Fiction wieder aufleben. Im Mittelpunkt steht eine Abenteuercrew der einzelnen Autoren. Der Hintergrund ist die Sternenlichtvereinigung. Eine Gruppe von Planetensystemen, die ihre Forschungsschiffe nach dem großen Krieg aussenden, um das Universum zu erkunden.
www.saphir-im-stahl.de

Mitwirkende dieser Ausgabe

Manuel O. Bendrin wurde 1984 in Baden-Württemberg geboren. Aktuell lebt und arbeitet der gelernte Einzelhandelskaufmann mitsamt Ehefrau und Katzen in Aachen. Geschichten, ob geschrieben oder selbst erdacht, begleiten ihn sein ganzes Leben. 2017 begann er zu schreiben und hat seither mehrere Kurzgeschichten bei diversen Kleinverlagen veröffentlicht. 2021 gewann seine Kurzgeschichte *Das Blütenfest* den zweiten Platz im Fantasywettbewerb des Noel Verlags. Weitere Geschichten folgen. Neben dem Schreiben hilft er anderen Autoren als Lektor. Derzeit arbeitet Manuel an der Veröffentlichung seiner ersten Romane. Weitere Roman- und Novellenprojekte sind bereits in Arbeit.

Petra Berger stammt gebürtig aus dem Rheinland, lebt aber seit 20 Jahren in der Nähe von Karlsruhe. Die Lesesucht hat sie von ihrer Mutter übernommen, wie sie sagt. Ihre Begeisterung für Fantasy begann schon mit den Romanen von Jules Verne; als sie im Alter von 14 Jahren das erste Mal *Herr der Ringe* gelesen hatte, war sie infiziert. Neben den Klassikern der Fantasy, stellt sie auf ihrem Blog https://phantastische-fluchten.blogspot.com gerne Bücher von Selfpublisher:innen und aus Kleinstverlagen vor. Petra Berger arbeitet als LKW-Disponentin, und das Lesen entspannt sie nach einem stressigen Tag.

Für **Anna Eichenbach** gibt es nichts Schöneres, als in phantastische Welten und vergangene Zeiten einzutauchen – und ihre Leser in eben solche zu entführen. In ihrem historischen Romandebüt *Wellensang – Eine Limfjord-Saga* lässt sie die Wikingerzeit für eine Weile wieder lebendig werden.
https://weltaustinteundpapier.wordpress.com

Christoph Grimm, geboren 1985, lebt umgeben von Tastengeklacker, Seitenrascheln, Katzengejammer und Kindergeschrei. Manche Erlebnisse in anderen Welten dokumentiert er als Autor selbst, andere gibt er heraus. Bislang erschienen rund zwei Dutzend Kurzgeschichten und zehn Anthologien, die er als Herausgeber betreute. Seine im Eridanus Verlag erschienene Anthologie *Fast menschlich* wurde 2021 für den *Skoutz Award* nominiert und mit einem *Kristallenen Stephan* ausgezeichnet. Seit 2021 gibt er die Literaturzeitschrift *Weltenportal* heraus. www.christophgrimm.com

Jana Hoffhenke ist seit 2018 Inhaberin des Eridanus Verlags (http://eridanusverlag.de/), der 2015 von Jürgen Hoffhenke gegründet wurde und auf das Thema Sciencefiction und Dystopien spezialisiert ist. Daneben leitet die gelernte Journalistin seit 2010 den Burgenwelt Verlag (historische Belletristik).

Christine Jurasek lebt in einer Kleinstadt am Alpennordrand und ist (physisch) gern in den heimischen Bergen und (fiktiv) in fernen Zeiten und Welten unterwegs. Bisher zahlreiche Kurzgeschichten in diversen Anthologien veröffentlicht. Schreibt gerade an einem Krimi, welcher – genau: in den Alpen angesiedelt ist.

Reiner Krauss kommt aus dem Südwesten in Rheinland-Pfalz. Sein Faible für die Sciencefiction wurde in frühen Jahren zunächst durch die reale Raumfahrt des Apollo-Mondprogramms begründet. Die *Perry-Rhodan*-Romane ließen ihn später in der Schulzeit in weite Fernen reisen. *Raumschiff Enterprise (Star Trek)* und *Mondbasis Alpha 1* im TV, sowie *Krieg der Sterne* und *Kampfstern Galactica* faszinierten ihn auf der großen Leinwand. Derzeit sind es bspw. Serien wie *The Mandalorian* oder *The Expanse*, die ihn reizen. Der Erfolg und Leidensweg der außergewöhnlichen TV-Serie *Farscape* brachte später den Einstieg in die Gemeinschaft von Gleichgesinnten, und so entdeckte er auch die Freude, spannende Geschichten zu erzählen oder sich zu Film, Buch oder Themen zwischen Raumfahrt und Fantasy zu bewegen. Hier und da stehen ihm phantastische Interview-Partner Rede und Antwort:
https://www.proc.org/fan-publikationen/ad-astra-der-perry-rhodan-podcast/

David A. Lindsam schreibt in seinem Blog (https://edition-ars.de/blog) über Phantastik, Fantasy und das Schöne an der Literatur. Und er stellt sich seinen eigenen Ansprüchen als Leser, indem er sie in Romane umsetzt. Ein spannender Spagat …

Dieter Rieken arbeitet als PR-Manager in der IT-Branche. In seiner Freizeit ist er ein begeisterter Spaziergänger und Sportler, Leser und Schreiber, Lektor und Rezensent. Seine besten Sciencefiction-Erzählungen finden sich in der Sammlung *Überlebensprogramm* (2018). Sein Buch *Land unter* (p.machinery, 2020) ist eine Mischung aus Zukunfts-, Kriminal- und Heimatroman.
www.spbonline.de

Nicolas von Szadkowski wurde 1981 in Heidelberg geboren und wuchs bei Mannheim auf. Schon seit seiner Kindheit interessierte er sich fürs Lesen, besonders für Fantasy- und Sciencefiction Literatur. Nach dem Abitur studierte er Geschichte, Englisch und Theologie an der Universität Koblenz. Heute arbeitet er als Realschullehrer und lebt mit seiner Frau nahe Boppard in Rheinland-Pfalz. Seit 2015 schreibt er selbst Fantasyromane, seine *Legende der Weber* erscheint im Chaospony-Verlag. In seiner Freizeit findet man ihn u.a. auf mittelalterlichen Zeltlagern, im Fitnessstudio oder vor seinem Computer bei der Arbeit am nächsten Roman. Als Buchblogger ist er seit 2017 aktiv. https://www.nvs-books.de | Instagram: @nvs_books.

Yvonne Tunnat, geboren 1978, verfasst seit den 1990er Jahren Kurzgeschichten u. a. der Genre SF, Horror und Thriller. Außerdem betreibt sie unter www.rezensionsnerdista.de einen Rezensionsblog. Die Autorinnenwebseite mit Bibliographie und Leseproben findet sich unter www.yvonnetunnat.com

DIE SCIENCEFICTIONFANTASYHORRORPHANTASTIKCOMIC-ANTHOLOGIE

COZMIC

COZMIC VOL.02
MIT BEITRÄGEN VON
SCHULTCHEN · BERGER · ENDRES/HULM
HOFFMANN · MEIER · LOHSE · VOGT U.V.M
ISBN 978-3-86402-667-6

COZMIC VOL.01
MIT BEITRÄGEN VON
VOGT · BERGER · HOFFMANN · MEIER
SCHULTCHEN · SOBOTTKE · SPEH U.V.M
ISBN 978-3-86402-666-9

COZMIC VOL.03
MIT BEITRÄGEN VON
GIARDINI/DORDEVIC · BERGER · DEZAGO/GENEN
SCHULTCHEN · SPREE/WIESER · VOGT U.V.M
ISBN 978-3-86402-723-9

COZMIC VOL.04
ERSCHEINT IM HERBST 2021
MIT BEITRÄGEN VON
BERGER · HOFFMANN · MEIER · SCHULTCHEN
SPREE/WIESER · VOGT U.V.M
ISBN 978-3-86402-724-6

MEHR INFOS: WWW.ATLANTIS-VERLAG.DE

96 Farbseiten,
Albumformat,
Hardcover,
19,90 €

ATLANTIS